

Frauenleben

Hanns von Zobeltitz



Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

I

Königin Luise

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1907.

Königin Luise

Von

Dr. Herman von Petersdorff

Kgl. Archivar

Mit fünf Kunstdrucken

Dritte Auflage



Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

1907.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsübersicht.



Die Prinzessinnen Luise und Friederike.
Stich von L. Schiavonetti nach F. Tischbein.
(Nach dem Original in der Sammlung der Herren L. Meder, Amsler & Ruthardt in Berlin.)

I.

Im Glück.



Die Prinzessinnen Luise und Friederike.
Stich von L. Schiavonetti nach F. Tischbein.
(Nach dem Original in der Sammlung der Herren L. Meder, Amsler & Ruthardt in Berlin.)

I.

Im Glück.



1. Kindheit und Brautstand.

Von der Mutter Kaiser Wilhelms des Ersten wußten wir lange nur allzu wenig. Was ihre Vertraute, Frau v. Berg, was später pietätvolle Sammler wie Adami über sie mitteilten, war wertvoll, aber es weckte nur den Wunsch, näheres über diese Fürstin und ihr Wesen zu erfahren. Auch was Horn brachte, befriedigte noch nicht. Erst seit den letzten Jahren, in denen Paul Bailleu, ausgerüstet mit dem echten Späherblick, wie ihn Archivare sich wünschen müssen, einen Briefschatz nach dem andern zur Geschichte der hohen Frau erschloß, fühlen wir hier festeren Boden unter den Füßen. Es ist eine reizvolle Aufgabe, nach dem heute Vorhandenen ein Bild dieser edlen Preußenkönigin zu zeichnen.

Königin Luise war, wie jedermann weiß, eine mecklenburgische Prinzessin. Sie gehörte dem nur durch geringe Territorialmacht ausgezeichneten Hause der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz an, dessen nichtregierende Mitglieder sich vielfach in größeren Nachbarstaaten ein Feld der Tätigkeit zu suchen pflegten. Dies tat auch Luisens

Vater, der jüngere Bruder des seit 1752 regierenden Herzogs Adolf Friedrich, Herzog Karl. Er machte es sich zunutze, daß seine Schwester die Gemahlin König Georgs III. von England geworden war, und nahm englisch-hannoversche Dienste. Sein Schwager verlieh ihm die Würde eines Generalleutnants und Kommandanten von Hannover, die Herzog Karl mehrere Jahrzehnte bekleidet hat.

So kommt es, daß die Wiege der Königin Luise in der Welfenhauptstadt Hannover gestanden hat; die Heimat des Fürstenhauses, dem sie durch ihren Vater angehörte, hat die Königin nur wenige Male und nur kurze Zeit gesehen. In Hannover wurde sie am 10. März des Jahres 1776 im alten Palais in der Leinstraße geboren und am 25. März in der Heiligengeistkirche auf die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie getauft. In Hannover verlebte sie auch ihre ersten Jugendjahre. Schon am 22. Mai 1782 verlor sie ihre Mutter, eine darmstädtische Prinzessin, Friederike, deren sechstes Kind sie war. Das zehnte Kind, das Herzogin Friederike ihrem Gatten schenkte, kostete der Mutter das Leben. Nach zwei Jahren, im Herbst 1784, gab Herzog Karl seiner Kinderschar in der jüngeren Schwester seiner ersten Frau wieder eine Mutter. Aber auch die zweite Gemahlin wurde dem Herzog bereits am 12. Dezember 1785 durch den Tod entrissen. Nunmehr zog der vierundvierzigjährige Witwer mit seinen Kindern dorthin, wo er sich

seine Gemahlinnen hergeholt hatte, nach Darmstadt, und stellte sie unter die Obhut ihrer Großmutter, der auch unlängst verwitweten lebensfrohen und frommen Landgräfin Marie Luise, nach ihrem Gemahl gewöhnlich Landgräfin George genannt, einer geborenen Gräfin von Leiningen, die im Wormsgau zu Hause war, der also das fröhliche Blut der Pfälzer in den Adern rollte.

Landgräfin George, damals eine Frau von 56 Jahren, sollte insbesondere bei Luise Mutterstelle vertreten. Schon von Anfang an hatte sie ein gewisses Vorrecht auf diese ihre Enkelin; war diese doch nach ihr Luise genannt worden. Die Schulbildung, welche die Mutter des ersten Hohenzollernkaisers empfing, war nicht gerade eine sorgfältige und hohe. Hierin war es bei ihr anders bestellt als bei der Gemahlin Wilhelms I., der geistvollen Kaiserin Augusta. Vorn an stand für Luise die Erlernung des Französischen, wie es sich nach der höfischen Sitte dieser Zeit von selbst verstand. War doch Französisch damals die einzige Sprache der vornehmen Welt. Auch der deutscheste Mann jener Zeit, der Freiherr vom Stein, hat in jenen Jahren nur französische Briefe geschrieben und noch während der französischen Revolution einen vergeblichen Anlauf gemacht, sich von diesem Brauche zu befreien. Neben dem Französischen trieb Luise etwas Englisch, Geschichte und Geographie; außerdem erhielt sie Unterricht im Zeichnen, Musik, Gesang und Tanz. Man hat die ganze Art der

Erziehung, wie sie am darmstädtischen Hofe betrieben wurde, nicht mit Unrecht kleinbürgerlich genannt. Auch die Verhältnisse an diesem Hofe waren, wie die mecklenburgischen, sehr wenig großen Stiles. Dabei herrschte ausgesprochene Einfachheit in Darmstadt vor. Heute leben mittelmäßig begüterte Bürgerfamilien auf größerem Fuße.

Aber die Erziehung, wie sie dies Fürstenkind genoß, hatte einige unschätzbare Vorzüge. Vor allem war es ein Verdienst der Großmutter, das natürliche Wesen des Kindes sich frei entfalten zu lassen. Sodann aber gelang es ihr, in der hold erblühenden Prinzessin einen tieffrommen Sinn zu wecken. Ursprünglich war der Prinzessin und ihren Geschwistern als Erzieherin ein Fräulein Magdalene v. Wolzogen beigegeben. Als diese der ältesten Schwester Luisens, Charlotte, bei deren Verheiratung mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen an ihren neuen Wohnort folgte, trat eine, wie es scheint, etwas pedantische Dame, Fräulein Agier, als Erzieherin ein. Sie wurde jedoch bald durch eine Neuenburger Pfarrerstochter, Salomé de Gélieux, ersetzt, die der Prinzessin Luise sehr lieb werden sollte und die es verstanden hat, den von der Großmutter in ihrem Zögling geweckten frommen Sinn in der glücklichsten Weise zu entwickeln. Das Leben der jungen Fürstenkinder spielte sich hauptsächlich im alten Palais zu Darmstadt ab. Des Sommers ging es in ein

schlichtes Landhaus an der Bergstraße, die Braunshardt. Einige Reisen brachten anmutigen Wechsel. So wurde im August 1786 der Schwiegersohn der Landgräfin George, Pfalzgraf Maximilian von Zweibrücken, der Vater des in jenen Tagen geborenen späteren König Ludwigs I. von Bayern, in Straßburg besucht, wo der Pfalzgraf die Würde eines französischen Obersten bekleidete. Luise bestieg damals die Plattform des Münsters. Im Sommer 1787 und August 1791 nahm sie die Großmutter nach dem ihr gehörigen Schloß Broich bei Mülheim an der Ruhr mit. Beim zweiten Besuch wurde von dort aus eine sechzehntägige Reise durch Holland unternommen. Eine andere Abwechslung im Darmstädter Leben waren die Fahrten nach Frankfurt am Main, wo eine Schwester Luisens, Therese, an den Fürsten Karl Alexander von Thurn und Taxis vermählt war. Namentlich haben die Besuche der alten Kaiserstadt aus Anlaß der Krönungen Kaiser Leopolds II. und des Kaisers Franz im Oktober 1790 und Juli 1792 Eindruck auf Luise gemacht. Es ist eine der poetischen Fügungen, wie sie die Geschichte öfter liebt, daß Luise und die ihr am nächsten stehende Schwester, die um zwei Jahre jüngere Prinzessin Friederike, bei jenen Besuchen Freundschaft mit Goethes Mutter schlossen. Das erstemal wurde dem darmstädtischen Hof Quartier im Hause der Frau Rat angewiesen, und der trefflichen Dame, die der Landgräfin George an Natürlichkeit glich, gewährte es hohen Genuß,

den lustigen Prinzessinnen rechte Freiheit zu lassen. Es gefiel den Schwestern bei ihr so gut, daß sie es sich nicht versagten, die würdige Frau auch in den Tagen der Krönung von 1792 zu Pfannkuchen und Specksalat zu besuchen. Auf dem zu Ehren Franz' II. von der kaiserlichen Wahlbotschaft gegebenen Festball eröffnete der junge Metternich, der spätere Staatskanzler, mit der Prinzessin Luise den Tanz.

Kurz vorher, am 15. Juni 1792, war Luise konfirmiert worden. Wie innerlich sie bei der Handlung war, beweisen Eintragungen, die sie aus Anlaß des Ereignisses in ein ihr von der Großmutter geschenktes Andachtsbuch gemacht hat. Darin hat sie auch die ahnungsvollen und schwermütigen Verse eingetragen:

Die Zukunft, wird sie schrecklich sein?
Mein Alter, wird es mich erfreun?
Wie werd' ich in den künft'gen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen?
Doch meine Seele sorge nicht,
Der Herr ist meine Zuversicht.

Die Einsegnung vollzog der geistliche Inspektor Lichthammer in Darmstadt. Ihr Hauptreligionslehrer war der Prediger Frey gewesen. Beiden bewahrte Luise stets ein treues Andenken.

Nicht lange nach der Rückkehr aus Frankfurt wurde die Darmstädter Idylle gestört, indem Luise mitsamt ihren Angehörigen in den Strudel der Ereignisse verwickelt wurde, die die französische Revolution im Gefolge hatte. Als

der französische General Custine Ende September 1792 in die bayrische Pfalz einfiel und dadurch auch Darmstadt bedroht wurde, floh Landgräfin George mit den Prinzessinnen Luise und Friederike sowie deren Brüdern Georg und Karl nach Hildburghausen zur dort regierenden ältesten Schwester Luisens, die von ihren Geschwistern „Lolo" oder auch wegen ihres schönen Gesanges „die Singelotte" genannt wurde. Während sich dort das heitere, harmlose Leben, das im alten Palais zu Darmstadt beliebt war, fortzusetzen schien, nur noch von etwas höherem Schwunge als daheim getragen, da der Hildburghäuser Hof als kleiner Musensitz gelten konnte und an ihm u. a. Jean Paul aus und ein ging, nahm die Revolution einen zweiten, diesmal bedeutsameren Einschlag in das Geschick der Prinzessin vor.

Die Kriegsereignisse hatten die Preußen in die Nähe von Darmstadt geführt. Unterstützt von den preußischen, von ihrem ritterlichen Könige befehligten Truppen vollbrachten die Hessen am 2. Dezember die Erstürmung des in französische Hände gefallenen Frankfurts, die eine der glorreichen Erinnerungen aus jener Zeit bildet. An der Vertreibung der Franzosen aus der ehrwürdigen Kaiserstadt nahm auch Landgraf Georg von Hessen teil, der Muttersbruder Luisens, ein von dieser und ihren Geschwistern herzlich verehrter alter Haudegen. Dieser und die Bürgermeisterin von Frankfurt, Frau v. Olenschläger, geborene v. d. Kettenburg, eine Mecklen-

burgerin, haben, wie Bailleu nachgewiesen hat, das Verdienst, in diesen Tagen, wo alles vom Lobe der Preußen und ihres Königshauses, nicht zuletzt des Königs selbst, voll war, die Verlobung des stattlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Luise angeregt zu haben. Frau v. Olenschläger legte zuerst dem Prinzen Georg den Gedanken nahe, und dieser hat dann nicht geruht und gerastet, um die Angelegenheit der Verwirklichung näher zu führen.

Ein großes Hindernis bestand freilich. Der Berliner Hof war damals so ziemlich der verrufenste im Reich. Der hochherzige, mit reichen Gaben ausgestattete König Friedrich Wilhelm II. hatte das Unglück gehabt, sich tief in Weibernetze zu verstricken, und dadurch nicht nur seine Kräfte zerrüttet, sondern auch seinem Hofe und Volke das verderblichste Beispiel gegeben. Es schien in der Tat bedenklich, das reine Mädchenherz Luisens in diese Umgebung zu bringen. Auf der andern Seite lockte aber die mächtige preußische Krone; und deren künftiger, am 3. August 1770 geborener Träger schien in der Tat ein würdiger Gemahl für Luise zu sein. So trat man dem Gedanken näher und beschloß eine Begegnung Luisens mit Kronprinz Friedrich Wilhelm herbeizuführen. Am 14. März 1793 trat Luise mit ihrer Schwester Friederike und der Großmutter die Rückreise von Hildburghausen über Frankfurt an. Dort stieg man im Weißen

Schwan ab und ging sogleich ins „Komödienhaus", wo König Friedrich Wilhelm II. neugierig der Ankömmlinge harrte. Nichts ist bezeichnender für den Eindruck, den die Erscheinung der beiden Prinzessinnen hervorrief, als der begeisterte Brief, in dem der gewiß schönheitskundige König eine Schilderung der „herrlichen" Enkelinnen der Landgräfin George entwarf. „Wie ich die beiden Engel zum ersten Male sah," so schreibt er, „es war am Eingang der Komödie, so war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentierte." Der Kronprinz selbst war auch im Theater anwesend und beobachtete die beiden Prinzessinnen aus einer schräg gegenüber liegenden vergitterten Loge. Bei ihm stand es fest, sich nicht durch höfische Einflüsse überrumpeln zu lassen, sondern lediglich seiner Neigung zu folgen. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm beide Prinzessinnen gefielen.

Am nächsten Tage lud Frau Bürgermeister Olenschläger Prinzen und Prinzessinnen zum Frühstück ein. Der Kronprinz fühlte sich ganz bezaubert durch das Wesen der beiden Schwestern. Noch schwankte er, wem er den Vorzug geben sollte. An Luise gefiel ihm die hoheitsvolle Anmut, an Friederike der Liebreiz und die leichte Art, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er fragte den Marquis von Lucchesini, jenen scharfsinnigen preußischen Staatsmann, der seine Laufbahn als Gesellschafter Friedrichs des Großen

begonnen hatte, um Rat, und dieser konnte ihm auch nur sagen, daß er beide Prinzessinnen „engelhaft schön" fände.

Am 18. März warb der König bei der Großmutter für seine beiden Söhne Friedrich Wilhelm und Ludwig um die Hand der beiden Prinzessinnen. Wieder war der Weiße Schwan der Schauplatz der Handlung. Sofort wurde eine Stafette zum Vater der Prinzessinnen, der in Hildburghausen weilte, abgeschickt, um dessen Jawort einzuholen. Am nächsten Tage warben die preußischen Prinzen selbst. Der sonst so schüchterne Kronprinz war mit großem Eifer bei der Sache. Zwar wurde er anfangs wieder verlegen, als er der Erkorenen gegenüber trat, um ihr seinen Antrag vorzubringen. Er hat später selbst den Hergang berichtet: „Nach vielem Stottern und unzusammenhängenden Phrasen faßte ich endlich Mut und trug ohne viel Umstände mein Anliegen vor. Wir standen am Fenster, meine Frau mit dem Rücken an die Fensterwand gelehnt. Mit jungfräulicher Bescheidenheit, aber herzlichem Ausdruck willigte sie ein, ich frug, ob ich dürfte, und ein Kuß besiegelte diesen feierlichen Augenblick." Das war am 19. März 1793 im Weißen Schwan zu Frankfurt am Main. An derselben Stelle schlossen 78 Jahre später die Vertreter des Sohnes der Königin Luise, Kaiser Wilhelms I., mit den Gesandten Frankreichs den Frieden ab, der Elsaß und Lothringen wieder dem Reiche vereinigte.

Noch zwei glückselige Tage verbrachten die Brautpaare in Frankfurt. Ihnen zu Ehren veranstalteten mehrere Patrizierhäuser Bälle. Am 21. März fuhren die Prinzessinnen heim nach Darmstadt.

Das Ereignis hatte sich so schnell vollzogen, daß Luise sich noch gar nicht ganz klar über ihre Gefühle hatte werden können. Die stärkere Zuneigung war ohne Zweifel auf der Seite des Kronprinzen, dem neben der holden Anmut Luisens vornehmlich ihre Innerlichkeit gefiel. Lange nachher noch war ihm dieser Eindruck lebendig geblieben. Er fand ihn in den Worten Schillers wiedergegeben:

Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt!

Was Luise an ihrem Verlobten anzog, war, wie sie am Tage nach der Verlobung an ihre in Regensburg weilende Schwester Therese schrieb, die Aufrichtigkeit seines Wesens. In ihrem köstlichen Gemisch von Französisch und Deutsch, das sich immer dann einstellt, wenn es ihr daran gelegen ist, ihre Gefühle recht getreu wiederzugeben, drückt sie sich aus: „Le prince est extrêmement bon und gerade, kein unnötiger Schwarm von Worten begleiten seine Reden, sondern er ist erstaunend wahr." Dasselbe gestand sie dem Verlobten nach einigen Tagen: „Sie haben einen geraden Charakter und Sie sind weder ein Schwätzer noch ein Schmeichler, drei Eigenschaften, die für mich von unnenn-

barem Wert sind. So wußten wir sofort und ohne Umschweife woran wir waren.“ Bald war ein reger Briefwechsel zwischen den beiden im Gange. Die Briefe Luisens sind flüchtiger gehalten, sehr korrekt dagegen die des Kronprinzen. Ihm schrieb Luise nicht genug. Er beklagte sich einmal über ihre „Vaterunserkürze“. Dafür schrieb sie lebendiger, anschaulicher, natürlicher. Sie offenbarte ein reiches, heiteres Gemütsleben, dem aber ein heller Verstand die Wage hielt. Gemeinsam war den Briefen beider eine große Wahrhaftigkeit. Anfangs nahte Luise sich dem Kronprinzen mehr vertrauensvoll freundschaftlich, als zärtlich liebend. Friedrich Wilhelm dagegen schwelgte in Glücksgefühlen. Der von Grund seines Wesens gute, verschlossene, sich in der Welt einsam und verlassen fühlende Prinz begann bald zu ahnen, daß er in Luise das Glück seines Lebens gefunden hatte, das menschliche Wesen, dem er sich ganz zu erschließen wagen durfte, das ihm stets einen Rückhalt im Leben gewähren würde. Die Zeitereignisse fügten es so, daß sie einander während des Brautstandes räumlich nahe blieben. Denn die Preußen begannen die Belagerung von Mainz. Vom Feldlager aus ist der Kronprinz oft zum Besuch über den Rhein zum alten Palais nach Darmstadt geritten und hat mit „Luisch“ oder „Fräulein Husch“, wie er die Braut nannte, oder mit „Ika“, wie Friederike gerufen wurde, fröhlich deren Lieblingswalzer getanzt: ‚Wenn's

immer, wenn's immer so wär'. Am 24. April erfolgte die offizielle Verlobung. König Friedrich Wilhelm steckte den Bräuten selbst die Ringe an. Bald darauf kamen die beiden Prinzessinnen auch einmal ins Lager zum Besuch ihrer Verlobten, vom Könige dazu eingeladen. Es war jener poesieumwobene Tag von Bodenheim am 28. Mai, an dem auch Goethes schönheitsfrohes Auge auf den beiden holdseligen Erscheinungen ruhte. Der Dichter, der gerade eingetroffen war, um eine Zeitlang in der Umgebung seines Fürsten das Lagerleben vor der alten Rheinfeste mitzumachen, lugte, als die beiden Prinzessinnen mit dem Könige und dessen Gefolge im Lager umhergingen, verstohlen aus seinem Zelte hervor und konnte so, wie er berichtet, „auf das genaueste die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Luise und Friederike waren inmitten dieses „Kriegsgetümmels", wie begreiflich, einigermaßen verlegen. Die fröhliche Stimmung der Prinzen und Offiziere, von der Friederike zu berichten weiß, war geeignet, diese Verlegenheit noch zu steigern. Sie kamen sich nach Friederikens Ausdruck vor wie auf dem „Armesünderschemel", „denn aller Augen warteten auf uns". Dabei fiel ihnen der durchdringende Blick des

schönen und genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen auf, dessen Liebenswürdigkeit schon damals auf Friederike lebhaften Eindruck machte. Und als wenn alles zusammen kommen sollte, was sie verlegen machen konnte: „Le vent fut assez impertinent pour nous enlever les jupons jusqu'aux genoux, denke Dir!" — wie Friederike, noch fast entsetzt, in neckischem Tone an Schwester Therese schrieb.

Der Bodenheimer Tag wurde insofern von Bedeutung, als an ihm bereits die Zusammensetzung des Hofstaates für das kronprinzliche Paar erörtert wurde. Zur Oberhofmeisterin ersah der König die bejahrte Frau Sophie v. Voß geb. v. Pannwitz, eine getreue Dienerin seines Hofes, für die einst sein früh verstorbener Vater Prinz Wilhelm von Preußen eine leidenschaftliche Neigung gefaßt hatte. Die edle und schöne Frau hatte ihre Seele aus der bedrohlichen Lage zu retten gewußt und war in der Folge vom preußischen Hofe stetig mehr in ihrem Werte gewürdigt worden. Der König bewies ohne Frage eine höchst glückliche Hand, indem er Frau v. Voß der künftigen Kronprinzessin zur Beraterin bestimmte. Ist sie doch vielleicht die berühmteste aller Oberhofmeisterinnen geworden. Prinzeß Luise war einigermaßen durch das Alter der Dame erschreckt; sie beruhigte sich jedoch etwas, als sie hörte, daß Frau v. Voß für heiter galt, und meinte: „Ich hoffe, man wird an unserm Hofe mehr lachen als weinen." Mehr einverstanden war

sie mit der Ernennung des Fräuleins Henriette v. Viereck zur ersten Hofdame. Hier gab der Kronprinz selbst die Entscheidung. Er kannte die Viereck als eine charaktervolle, kluge, welterfahrene Frau. Sie war die Begleiterin der Prinzessin Friederike, der Tochter des Königs aus dessen erster, geschiedener Ehe gewesen, als jene nach England zur Vermählung mit dem Herzog von York ging. Neben Henriette Viereck wurde auch deren jüngere Schwester Doris, die später den Spitznamen Dondon bei Hofe empfing, in den Hofstaat aufgenommen. Zum Kammerherrn wurde Herr von Schilden bestellt, der wie die beiden Vierecks noch lange Jahrzehnte im preußischen Hofdienst stehen sollte. Hofmarschall sollte Herr v. Massow werden, eine Falstaffgestalt, aber ein geistvoller, belesener Kavalier, „vielleicht der gebildetste Mann am Berliner Hofe", wie Bailleu bemerkt. Vor allem war er bewandert in der leichten französischen Literatur. Massow erhielt schon jetzt den Auftrag, den künftigen Hofhalt einzurichten.

Nun sich die Zukunft klarer zu gestalten schien, trat Luise mehr aus sich heraus, und mit einem Male lernen wir da die ganze Fülle dieses reichen Gemütes kennen. Das tritt so recht in ihren Briefen aus dem Juni 1793 zutage, in deren Französisch sich mitunter höchst drollig der von der Großmutter Landgräfin George ererbte pfälzische Dialekt mengt. „Ich tue nichts als singen und tanzen," schreibt sie in diesen Wochen

an Friedrich Wilhelm, „so daß alle Welt glaubt, daß mir die Hitze ein wenig zugesetzt hat. Ich werde so glücklich sein, wenn ich Sie wiedersehe, daß ich, glaube ich, im Stande bin wie Herodes' Töchterlein ein Solo vor der ganzen Armee zu tanzen nach der Melodie: Wenn's immer, wenn's immer so wär'. Die alten Scharteken, nämlich die Wägen fahren vor, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mir's. Adieu Altesse royale de mon cœur. Ich muß fort in Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alt Großmäme!" Ihre damaligen Briefe sind die ersten vollgültigen Proben dafür, daß ihr Gemüt ein Born war, aus dem auch trüb angelegte Naturen Erquickung, Erheiterung und Gesundung zu schöpfen vermochten.

Am 8. Juli erfolgte wieder ein Besuch der beiden Prinzessinnen im Feldlager vor Mainz, diesmal in dem näher an Darmstadt gelegenen Marienborn. Dann siedelten die Schwestern nach der Braunshardt über. Von einem kleinen Mansardenzimmer, in dem sich Luisens Leben großenteils abspielte, konnte man die Beschießung von Mainz beobachten. Der Aufenthalt wurde verschönt durch öftere Besuche des Kronprinzen So lernten sich beide allmählich näher kennen. Dabei begannen sich schon hier und da die großen Verschiedenheiten, die in dem Wesen der Brautleute lagen, zu zeigen. Die Nüchternheit, Trockenheit und Pedanterie des Prinzen regte sich gegen das sorglose, ungeregelte, oft aus-

gelassene Wesen seiner Braut. Zugrunde lag jenen eckigen Seiten im Wesen des Prinzen sein verständiger Ordnungstrieb, während die Schwächen Luisens auch gerade einen Teil der Liebenswürdigkeit ihrer Natur ausmachten. Der Kronprinz unternahm einige schüchterne Versuche, seine Braut nach seinem Sinne zu bilden, aber völlig ohne Erfolg. Luise ihrerseits suchte mehr geistigen Gehalt in das Leben ihres Verlobten hineinzutragen. So bemühte sie sich vornehmlich den Sinn für literarische Beschäftigung bei ihm zu beleben. Damals las sie Mendelssohns Phaedon, den ihr Lehrer Lichthammer ihr geliehen hatte. Sie ließ sich das Buch sofort aus Frankfurt besorgen, da es ihr „ein wahrer Schatz für die Seele geworden sei". „Meine Seele," gestand sie, „wünscht außerordentlich sich zu bilden und sich nützliche Kenntnisse der Menschen, des Geistes der vergangenen Welten zu sammeln. Ich beschäftige mich immer, aber was ist eine Monatsschrift, eine hübsche Zeichnung oder eine schöne Sonate für den Geist? Es zerstreuet sie wohl (die Seele), aber es gibt ihr keine Kraft, denn so gut der Körper nicht von anschauen und anhören leben kann, ebenso gut kann die Seele keine Fortschritte machen, wenn sie keinen Stoff zum Denken hat." Hierin bekundet sich ihr eifriges Streben nachzuholen, was in ihrer ersten Erziehung versäumt worden war. Zwar kam sie auch nicht allzu weit in dieser eigenen Ausbildung. Was sie in dieser Beziehung an ihrem

Verlobten zu bessern suchte, scheiterte vollkommen. Obwohl er über die Langeweile des Lagerlebens klagte, war er nicht zu bewegen, ernstere Lektüre vorzunehmen. Nur heitere, ganz leichte Sachen sagten ihm zu. Er meinte trübe, sein Leben sei schon ernst genug. So gingen die beiden einstweilen nebeneinander her. Von einem Aufgehen ineinander kann noch nicht gesprochen werden, und die zwischen ihren beiden Naturen bestehende Kluft blieb während der Brautzeit gleichsam „mit Blumen bedeckt".

Im August wurde die Pfalzprinzessin Marie Auguste veranlaßt, das Brautpaar nach Mannheim einzuladen. Friedrich Wilhelm war glücklich, daß er durch besondere Umstände in die Lage kam, Luise von Darmstadt nach Mannheim begleiten zu können. Dort verlebten sie beide mehrere selige Wochen in einem glänzenden angeregten Kreise. Luisens fröhliche Stimmung von damals spiegelte sich gelegentlich wieder in Zeilen wie: „Morgen wollen wir tanzen, trinken, singen, spielen und recht lustig sein et je serai die tolle Luise, votre chère petite promise." Bald darauf erfolgte die Trennung. Friedrich Wilhelm erhielt am 5. September den Befehl über das Belagerungskorps vor Landau, und damit hatte das fröhliche Zusammenleben der Brautleute ein Ende.

Allmählich nahten nun auch die Hochzeit und der Abschied von den Lieben daheim: Luisen stand der Eintritt in eine fremde Welt, die schon aus der Ferne viel Häßliches zeigte, bevor.

Lebhaft begann sie da zu fühlen, was ihr diese süddeutsche Heimat geworden war, wie nahe sie den Ihren in Darmstadt stand. Der frühe Tod der Mutter hatte dazu geführt, daß die am Leben gebliebenen Geschwister, vier Schwestern und zwei Brüder, Georg und Karl, dieser der Sohn der Stiefmutter, sich um so inniger aneinander geschlossen hatten. Das reizende Verhältnis dieser Geschwister untereinander ist eine überaus erfrischende Erscheinung, besonders in jener Zeit. Nun sollte Luise Großmutter, Vater und Brüder verlassen und auch den Schwestern Charlotte und Therese ferner gerückt werden. Es war verständlich, wenn ihr etwas beklommen ums Herz wurde. Wie hilfeheischend klingt es, wenn sie ihrem Verlobten damals schrieb: „Ein wenig Nachsicht auf beiden Seiten, und alles wird sich gut machen, ich habe meine Fehler, Sie kennen mich noch recht wenig, deshalb bitte ich Sie im voraus, haben sie viele Nachsicht mit mir, verlangen Sie nicht zu viel von mir, ich bin sehr unvollkommen, sehr jung, ich kann mich oft irren, aber wir werden doch glücklich sein." Ein andermal schrieb sie über Berlin: „Sicher wird es dort Dornen auf meinem Wege geben, bedenken Sie nur, wie jung ich bin und wie gering meine Erfahrung ist, und anfangs keine Freundin und später, fürchte ich, auch nicht. Denn unter uns sei's gesagt, nach dem, was ich von den Frauen in Berlin habe reden hören, verdienen sie nicht meine Freundschaft.

Die Mehrzahl sind Koketten, und Sie wissen, teuerer Prinz, wie ich die Koketterie hasse. Die Koketterie ist die Quelle aller der verabscheuungswürdigsten Laster und, ich wage es zu sagen, mein Herz ist zu tugendhaft, um sich jemals zu ändern und mich dadurch zu erniedrigen, daß ich Personen liebe, die ihr verfallen sind." Sich und den künftigen Gemahl tröstend, setzt sie aber rasch hinzu: „Sie sind der Quell meines Glücks, mein zärtlich geliebter Freund, mein Herz segnet Sie dafür, meine Seele liebt Sie dafür, Gott wird uns beide segnen und wir werden glücklich und zufrieden sein." Zu dem Trennungsschmerz und der Unruhe vor der Zukunft gesellten sich die kleinen Sorgen um die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste. Die Seidenstoffe aus Lyon, die für die Brautkleider bestellt waren, ließen auf sich warten. „Wir könnten uns nicht bei Hofe sehen lassen, wir haben ja nichts, rein gar nichts anzuziehen," klagte Luise. Dann kam der Bräutigam noch einmal zum Besuch, als er im November über Frankfurt nach Berlin reiste. Luise fühlte sich gestärkt durch das erneute Zusammensein mit ihm. Am 1. Dezember unterzeichnete sie einen Brief an ihn mit holder Zärtlichkeit: „Bientôt Herzeliebes Weibchen Louise." In ihrem letzten Brief vor der Vermählung heißt es: „Seit Sie zum letzten Male hier waren, habe ich viel Mut gewonnen. Sicher wird Gott mir Kraft geben, mich führen und nicht verlassen. Meine heißen

Gebete werden ihn rühren und meine frommen und tugendhaften Grundsätze mich vor dem Bösen bewahren. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehre, daß ich alles in der Welt tun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen, seien Sie mein Beistand und mein Freund und mein Rat. Sie werden keine Undankbare an mir finden."

2. Frau Kronprinzessin.

Am 13. Dezember 1793 reiste Luise mit Friederike von Darmstadt nach Berlin ab. Nach einem Besuch bei der Schwester in Hildburghausen trafen die Reisenden – den beiden Bräuten schlossen sich die Großmutter, der Vater und der vierzehnjährige Bruder Georg an – am 21. Dezember in Potsdam ein. Im Stadtschloß empfingen die Prinzen ihre Verlobten. Tags darauf wurde unter feierlichem Gepränge und lebhafter Beteiligung der Bürgerschaft der Einzug in Berlin gehalten. Die Berliner hatten den Eindruck, daß ihre künftige Königin von liebenswürdigster Anmut und Natürlichkeit sei, und auf das angenehmste überraschte es, daß Luise sich nicht sehr an die engen Fesseln des Zeremoniells und der Etikette kehrte. Als ein Dolmetsch der Gefühle der preußischen Hauptstadt kann Friedrich Fouqué gelten, der als sechzehnjähriger Jüngling dem Einzuge beiwohnte. Er schreibt darüber:

„Die Ankunft dieser engelschönen Fürstin gab den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen flogen ihr entgegen, und ihre Anmut und Herzensgüte ließ keinen unbeglückt." Aber auch der Bildhauer Gottfried Schadow bezeugt: „Es hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging." Etwas trug dazu die Sprache Luisens bei, der pfälzische Dialekt, wie denn Schadow über die Prinzessinnen bemerkt: „Am Mainstrom erzogen, war ihnen die angenehmste der deutschen Mundarten zuteil geworden; auch waren diejenigen, welche außer dem Anblick ihrer Wohlgestalt ihre Stimmen hörten, davon begeistert." Voll überschwenglicher Hoffnungen rief A. W. Schlegel der Braut zu: „Du bist der goldenen Zeit Verkünderin." Am Weihnachtsabend fand Luisens Trauung im Weißen Saale des Berliner Schlosses durch den evangelisch-reformierten Oberkonsistorialrat Hofprediger Sack statt. Das daran schließende Hochzeitsfest war nicht wenig anstrengend, und in der vierundsechzigjährigen Oberhofmeisterin Frau v. Voß, die in diesen Tagen ihren Dienst übernahm und ihn geradezu mit Virtuosität durchführte, stieg ein Vorgefühl davon auf, daß an ihr Alter noch manche harte Anforderungen gestellt werden würden. Am zweiten Weihnachtstage wurde auch Prinzeß Friederike mit dem Prinzen Ludwig vermählt. Luise bezog mit ihrem Gemahl das Kronprinzenpalais gegenüber dem Zeughause. Es hat ihr und auch

Friedrich Wilhelm bis zuletzt als Wohnsitz in Berlin gedient.

Der Zauber, den die Persönlichkeit der Kronprinzessin auf das gesamte Volk ausübte, übertrug sich auch auf die Oberhofmeisterin, obwohl diese an dem ungezwungenen, vielleicht allzu lebhaften Wesen ihrer Herrin manches nicht ganz mit Unrecht zu tadeln fand. Setzte sich Luise doch durch ihre sprudelnde Lebhaftigkeit und durch ihre starke Empfänglichkeit für alle die vielen neuen Eindrücke gerade in dieser Umgebung Mißdeutungen aus, die denn auch nicht ausblieben. Trotzdem bemerkte die gestrenge Wächterin der Etikette schon in den ersten Tagen in ihrem Tagebuch: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich.“ Auch sie sprach wohl von dem „Engel“, an dessen Besitz sich der Kronprinz erfreuen dürfe. In der übergroßen Zahl der Festlichkeiten, die nun einmal des Hofes Brauch waren, fand sie bald, daß Luise zu sehr ihrer Tanzleidenschaft huldigte. Noch mehr verdroß es sie aber, als sie merkte, daß der Prinz Louis Ferdinand sich ihrer Schutzbefohlenen auf eine auffällige Weise näherte und Luise die anziehende Gefahr nicht ahnte. „Es war im Februar jenes ersten Winters, als das stürmische Gemüt des Prinzen einen Augenblick Einfluß auf den frommen, edlen Sinn der Kronprinzessin zu gewinnen versuchte,“ erzählt die würdige Oberhofmeisterin. „Da sie es unmöglich machte, sich ihr zu nähern, so

trachtete er, dies auf einem Umweg zu erreichen. Er begann damit die junge Prinzessin Louis für sich zu gewinnen und das wurde ihm leicht." Da war es die weltkluge Henriette v. Viereck, die ihre Herrin vor einer schlimmen Situation bewahrte. Das hat Luise der Hofdame sehr gedankt. Aber auch der Kronprinz war seiner Gemahlin damals nach dem Zeugnis der Oberhofmeisterin eine Stütze „durch seine Treue, seine Wahrhaftigkeit und seine Festigkeit". Den Hauptumgang bildete für das kronprinzliche Paar Prinzessin Friederike mit ihrem Gemahl, die in dem kleinen, an das kronprinzliche anstoßenden Palais wohnten. An den stillen Abenden pflegte der Hofmarschall v. Massow vorzulesen. Zu ihrem ersten Geburtstage in Berlin schenkte der König seiner Schwiegertochter das Schloß Oranienburg bei Berlin, in dem die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten, die Oranierin, auch eine Luise, gewohnt hatte. Es ist bekannt, daß die durch die Güte des Königs hocherfreute Kronprinzessin an diesem 10. März, als ihr Schwiegervater ihr noch einen Wunsch erfüllen wollte, die holde Bitte aussprach: „Eine Hand voll Gold für die Armen."

Bald darauf trat eine Trennung von ihrem Gemahl ein, der zur Bekämpfung des polnischen Aufstandes unter Kosciuszko aufbrach. Es kam den beiden jungen Ehegatten hart an, für Monate auseinander zu gehen. Sie hatten sich rasch ineinander gefunden, vor allem, weil sich Luise

ihrem Gemahl auf alle Weise anzupassen und ihm jeden Wunsch von den Lippen abzusehen suchte. Beide stimmten überein in der Abneigung gegen den Hofzwang. Bei Luise hatte das seine Ursache zum Teil in dem Wunsche, das Leben heiter genießen zu können. Einen förmlichen Ausdruck fand die Abneigung sofort dadurch, daß die beiden jungen Vermählten abweichend vom Zeremoniell an Stelle des steifen Sie das trauliche Du für sich einführten.

Die Abwesenheit ihres Gemahls benutzte Luise, um sich mehr mit geistigen Dingen zu beschäftigen. So las sie besonders geschichtliche Werke und machte sich Auszüge daraus. Zugleich gab diese Zeit ihr Gelegenheit, sich zu sammeln und ihre Lage zu überdenken. „Ich bin noch nicht lange hier," schrieb sie im Juni 1794 ihrem Vater, der damals, nachdem er seit 1790 auch die Würde eines englischen Feldmarschalls erhalten hatte, an Stelle seines am 2. Juni verstorbenen Bruders die Regierung in Mecklenburg-Strelitz übernahm, „aber ich habe schon mannigfache Prüfungen erfahren, die mich in den Stand setzen, den Charakteren auf den Grund zu kommen. Ich möchte diese Erfahrungen lieber nicht gemacht haben. Es wäre um so besser." Noch wenig eingelebt am preußischen Hofe, wie sie war, fühlte sie das in dieser Zeit doppelt. Das verrät ein Brief an den Prediger Lichthammer: „Bedenken Sie nur diesen einzigen Gedanken, daß er mich unter lauter fremden Leuten zurückließ. Kei-

nen Freund, keinen Ratgeber habe ich, ich bin ganz verlassen; denn Sie wissen selbst, wie karg man mit dem Namen Freund und wie vorsichtig man in deren Wahl sein muß." Nicht leicht wurde es ihr auch, mit der Oberhofmeisterin auszukommen. Die mit den Jahren bei dieser gesteigerte Beachtung der Formen zeitigte bei der alten Dame mit Notwendigkeit eine gewisse Steifheit des Wesens, die sich gar nicht mit der holden Natürlichkeit ihrer Prinzessin vertrug, obwohl dieses Formenwesen bei der immer noch mit einiger jugendlicher Schönheit auftretenden Dame – gerade die Frauen des ostdeutschen Adels wissen sich diese Schönheit vielfach bis in eine vorgerückte Altersstufe zu bewahren – nicht ohne eine gewisse Grazie war. Erschien die Oberhofmeisterin doch dem späteren Feldmarschall Boyen wie ein immerwährendes Menuett. Es mag oft genug zu Verstimmungen zwischen Luise und Frau v. Voß gekommen sein. „Ich hatte damals eine trübe Zeit zu bestehen, ehe es mir endlich gelang, das Vertrauen meiner Prinzessin in Wahrheit zu erwerben und ihr näher zu treten," hat die Gräfin später gestanden. Bald nach der Heimkehr ihres Gemahls aus Polen wurde Luise (am 7. Oktober 1794) von einer toten Tochter entbunden. Ein Sturz von einer kleinen Treppe ihres Palais, der durch einen Schreck verursacht wurde, hatte die frohen Hoffnungen, die das junge Paar gehegt hatte, jäh zerstört. Um so größer war Luisens Glück, als sie ein Jahr darauf, am 15. Oktober 1795,

ihrem Gemahl einen Sohn schenken konnte, der im kronprinzlichen Palais zu Berlin das Licht der Welt erblickte und Friedrich Wilhelm genannt wurde.

Im Sommer, in dem das Paar nach Oranienburg gegangen war, hatte sich herausgestellt, daß das dortige Schloß ihnen nicht zusagte. Es war ihnen zu groß, auch der Garten schien ihnen nicht behaglich. Durch General Bischoffwerder, den bekannten Günstling Friedrich Wilhelms II., wurde der Kronprinz auf das Landgut Paretz, zwei Meilen nordwestlich von Potsdam, gelenkt, und dieser einfache Sitz sagte in der Tat dem Geschmack der beiden zu. Der Kronprinz kaufte das Gut für 30 000 Taler und ließ an Stelle des alten ein schlichtes neues Landhaus aufführen. Der nächste Sommer wurde zu einem Besuch von Luisens Vater in Hohenzieritz, einem kleinen Schlößchen bei Neustrelitz benutzt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Abstecher nach Groß-Giewitz, dem Gute der Oberhofmeisterin, unternommen. Er trug dazu bei, Luisens Verhältnis zu der würdigen Dame freundlicher und herzlicher zu gestalten. Schweres Herzeleid erlebte sie, als am 28. Dezember 1796 Prinz Ludwig ganz plötzlich durch ein hitziges Nervenfieber aus dem Leben gerafft wurde. Mitten in dem Schmerzgefühl über den Verlust, den ihre über alles geliebte Schwester dadurch erlitt, wurde Luise heimgesucht durch die lebensgefährliche Erkrankung ihres Gemahls an der Diphtheritis. Mit rührender Fürsorge pflegte

sie ihn. „Die Kronprinzessin verläßt ihren Gemahl, seit er krank ist, nicht einen Augenblick," merkt die Oberhofmeisterin an. Bald nach der Genesung des Gemahls gab sie am 22. März 1797 wieder in ihrem Berliner Palais einem Prinzen das Leben, der nach dem Bruder des Königs den Namen Wilhelm empfing. Als der früh alternde König den Enkel voller Stolz über die Taufe hielt, ahnte er nicht, welche gewaltige Zukunft diesem neuen Hohenzollernsproß beschieden sein sollte.

Derweile wurde Paretz für das kronprinzliche Paar eingerichtet. Nach nichts sehnten sich die beiden mehr als nach einem stillvergnügten harmlosen Leben in ländlicher Verborgenheit. Kaum konnten sie die Zeit abwarten, bis der traute Landsitz fertig war. Im Mai fuhr man hinaus, um sich von dem Fortschreiten der dortigen Arbeiten zu überzeugen. Dann fand im September 1797 die Übersiedelung statt. Mit schlecht verhehltem Widerwillen begleitete Frau v. Voß das Paar. „Wir reisten endlich heute nach diesem berühmten Paretz ab, das jetzt fertig ist und wo man zum erstenmal sich häuslich einrichten soll," lauten die Worte, die sie aus Anlaß des Ereignisses ihrem Tagebuche anvertraute. Nur der Garten fand einigermaßen Gnade vor ihren Augen. Um so glücklicher fühlte sich das kronprinzliche Paar an diesem stillen, weltabgeschiedenen Plätzchen. Es machte weite Spaziergänge und ritt stundenlang umher. Ja, Luise begleitete ihren

Gemahl auch auf die Jagd. Nur zuweilen erschien Besuch, wie etwa der General Rüchel, der sich früh die Gunst Luisens erwarb, und erzählte von der großen Welt. Ein herrliches Vergnügen war es, als mit einigen Offizieren „auf großen Leiterwagen mit Säcken darauf“ — das Faktum ist durch die Aufzeichnung der Oberhofmeisterin historisch beglaubigt — eine Landpartie unternommen wurde. Wohl nur, weil die anderen sich köstlich dabei vergnügten, räumte die Oberhofmeisterin kleinlaut ein: „Es war ganz hübsch.“ Mehr fühlte sie sich wieder in ihrem Elemente, als ihre Gebieterin einen Ball im Amtshause veranstaltete, der bis zum frühen Morgen währte. „Auch ich tanzte mit viel Vergnügen ein paar Menuetts,“ berichtet sie. Als aber nach vierzehn Tagen die Koffer wieder gepackt wurden und man nach Berlin zurückfuhr, da war niemand froher als sie. Ihr mangelte doch allzusehr das Verständnis für diese schlichten Neigungen ihrer Herrin, die sich nach ihrem eigenen berühmten Wort am glücklichsten als „gnädige Frau von Paretz“ fühlte.

Kaum hatten die Paretzer Freuden begonnen, da kündete es sich dem Paare gleichsam an, daß es bald weniger in stiller Zurückgezogenheit würde leben können. Es mehrten sich nämlich die Anzeichen, daß es mit König Friedrich Wilhelm II. zu Ende ging. Schon im Sommer meldeten sich die Vorboten des Todes. Die Zeitumstände brachten es mit sich, daß Luise in manche peinliche

Lage kam, so als sie in den Monaten Juli und August mit ihrem Gemahl den König nach Pyrmont begleiten mußte, wo die ihr verhaßte Gräfin Lichtenau um den kranken Monarchen weilte. Aber sie überwand sich. War der König gegen sie doch stets von besonderer Güte. Noch im Beginn des Jahres hatte er dem Kronprinzen Schloß Schönhausen, den bisherigen Sitz der am 13. Januar verstorbenen Witwe Friedrichs des Großen, zum Geschenk angeboten. Im Gedanken an Paretz, das ihnen genügte, hatten Luise und Friedrich Wilhelm abgelehnt. Dann hatte der König ihr den großen Diamantschatz der Elisabeth Christine zum Geschenk gemacht. Jetzt nach der Rückkehr aus Paretz fühlte Luise, daß die Zeit mit Geschwindigkeit herannahte, wo sie den Thron zu besteigen hätte. Bange Gefühle bemächtigten sich ihrer. Ihrem Bruder Georg schrieb sie: „Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir, doch will ich gerne das Opfer werden, wenn nur sonst in der Zukunft dadurch mal was Gutes gestiftet werden kann.“

Am 16. November, morgens neun Uhr, hatte der Monarch in Potsdam ausgelitten. Beim Eintreffen der Nachricht in Berlin ging die Oberhofmeisterin zu ihrer Herrin „hinauf im Pudermantel, wie ich war, es der jetzigen Königin anzuzeigen“. Schneller, als sich vor vier Jahren erwarten ließ, war die junge, anspruchslose kleinfürstliche Prinzessin die erste Frau im mächtigen Königreich Preußen geworden.



Königin Luise.

Ölkopie nach dem von König Friedrich Wilhelm IV. in der Nähe seines Schreibtisches in Berlin aufbewahrten Pastellbilde Johann Heinrich Schröders vom Jahre 1800, angeblich von Angelika Kauffmann.



3. Sorgenlose Jahre auf dem Throne.

Die jetzt einundzwanzigjährige Königin war im Laufe der Jahre den Berlinern und auch dem preußischen Volke hinreichend bekannt geworden. So wenig sie sich bemerkbar zu machen gesucht hatte, so mächtig machte sich doch ihr Einfluß geltend. Das Schillersche Wort von den Frauen: „Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber" offenbart sich hier wieder einmal in seiner Tiefe. Von Luisens Persönlichkeit ging ein Zauber aus, wie ihn eine Frau nur selten ausgeübt hat. Er beruhte auf ihrer Erscheinung und ihrem Wesen zugleich. Von allen den Menschen, die sie gekannt und über ihr äußeres Bild geurteilt haben, stimmte nur der Oberst Yorck in den Chor des Entzückens nicht ein. Der gefiel sich in seinem bekannten Widerspruchsgeist darin, den herrschenden Geschmack nicht zu teilen. Er fand ihre Hand zu groß, ihren Fuß häßlich. Sie stellte ihm seinen König in den Schatten, das verdroß ihn, und darum opponierte er dem zur Mode gewordenen Enthusiasmus. Aber so schrullenhaft sein Urteil auch zu sein scheint, darin hat er wohl recht gehabt: von regelmäßiger Schönheit war Luise nicht. Ihre Erscheinung wirkte weniger durch das Ebenmaß der Züge als durch hoheitsvolle Anmut. Man konnte sogar von einer Unschönheit in ihrem Äußeren sprechen, insofern als sich

an ihrem Halse unter dem Kinn eine später allerdings verschwindende Anschwellung zeigte. Schon bei der Vermählung wurde es viel bemerkt, daß sie um den Hals eine Spitzenkrause trug. Eingeweihte wußten, daß es geschah, um die Anschwellung zu verhüllen, und um die ungewöhnliche Abweichung von der üblichen Tracht bei der Kronprinzessin weniger auffällig zu machen, erschien ihre Schwester auch mit einer solchen Krause. Diese Neigung des Halses zur Verdickung erklärt die Tatsache, daß die Königin auf vielen Bildern mit einer Binde unter dem Kinn abgebildet ist. So hat sie auch Schadow in einem berühmten Bildwerke dargestellt.

Luisens Hauptschönheit beruhte in der hohen schlanken Figur. Ihren „wunderschönen Wuchs" hebt die Oberhofmeisterin an erster Stelle hervor. Dazu kamen seelenvolle, sonnige Augen, frische Farben, aschblondes Haar, das in reicher Lockenfülle ihr Antlitz umrahmte. Die zahllosen Bilder, die wir von ihr besitzen, geben nach dem Urteil vieler Zeugen sämtlich nur ein ungenügendes Bild von ihrer Erscheinung. Dies Los teilt sie mit dem größten Preußenkönig. „Der sehr verschiedene Charakter ihrer Schönheit in der ersten Jugend und in reiferen Jahren mag," wie eine genaue Kennerin der Königin, Gräfin Sophie Schwerin, bemerkt hat, „die Schwierigkeiten vermehrt haben, die der Kunst in Auffassung ihrer Ähnlichkeit im Wege standen." Der Gesamteindruck ihres Bildes war Holdseligkeit. Nie-

mand vergaß ihn je. Noch nach Jahrzehnten schwebte der Gräfin Schwerin dieses Bild frisch vor den Sinnen: „die namenlose Anmut ihres Grußes, die unnachahmliche Bewegung des Ganges und der Verbeugung, oder die kindliche Ruhe ihres so sanften und doch so ernsten Blickes, oder ihr stilles Anschauen, oder das Hineinschweben der königlichen Gestalt in eine glänzende Versammlung, in der sie, wie zahlreich sie auch sein mochte, immer die schönste, die erste, die einzige Frau schien." Ebenso schilderte der spätere General Philipp Ségur, der Luise als Begleiter des von Frankreich nach Berlin entsandten Generals Duroc in dieser Zeit kennen lernte, noch nach einem halben Jahrhundert in seinen Memoiren ihre Erscheinung mit einer Lebhaftigkeit, die ein beredtes Zeugnis dafür ist, wie tief der Eindruck war, den sie hervorrief: „In dem Tone ihrer Stimme lag eine so wohltuende Sanftheit, in ihren Worten etwas so lieblich und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren bezauberndes Bild uns die märchenhaften Erzählungen alter Zeiten schildern." Auch der Bruder des Großen Königs, der greise Prinz Heinrich von Preußen, jene merkwürdige kalte Persönlichkeit, nannte die Königin gegen den französischen Gesandten Caillard einen „Engel". Ganz begeistert rühmte der Kabinettsrat Lombard, der sie in

langen Jahren genau kennen lernte, seine Herrin als fée enchanteresse.

Der äußeren Erscheinung entsprach das Innere der hohen Frau. Sie bezauberte wohl darum so, weil aus ihr beredt die Reinheit ihrer Seele sprach. Gerade in dieser Zeit, da sie auf den Thron gelangte, hat sie in einem von Bailleu veröffentlichten Briefe an ihren Bruder Georg mit köstlicher, unübertrefflicher Anmut und Natürlichkeit ihr Herz enthüllt. „Noch ein Wort," so schrieb sie dem Bruder, „über die Wahrheit, *daß ein reines Herz keiner Philosophie bedürfe*. Du wolltest nämlich gern wissen, wie ich auf den Gedanken oder zu dieser Überzeugung gekommen wäre. Ich kann Dir versichern, lieber George, daß ich sie allein aus meinem eigenen Herzen habe. Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Prinzipien reden und disputieren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Über Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheiten, darüber zu debattieren, war mir unglaublich, denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen. Eine Gelegenheit, wo mir diese Wahrheit wieder ganz besonders auffiel, war, wie

Therese zum ersten Male hier war, nach meiner Heirat (es handelt sich um den Besuch ihrer Schwester Therese in Berlin zu Ende des Jahres 1796), wo sie und die Lenthe so viel philosophierten, letztere Therese absolut die Kantsche Philosophie beibringen wollte und sich doch beide des Todes verwunderten, wie es möglich wäre, so ganz seinen Pflichten zu leben wie ich, seinen eigenen Geschmack zu verleugnen und alles zu tun, was zum Glück eines guten geliebten Gatten beitragen konnte. Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studieren, wenn es einem nicht einmal Kraft gibt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen andern glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle gaben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln müsse, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsere Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen müßte, um auf dem rechten Wege zu bleiben."

Es wird wenige Schriftstücke geben, in denen sich eine edle Frauenseele so rein und klar spiegelt. Hier haben wir eine der beredtesten Urkunden für die alte Wahrheit, daß die Frau das Bild der Welt durch ihr Gefühl empfängt. Luise trug das felsenfeste Bewußtsein in sich, daß ihr tiefes und sicheres Empfinden sie richtig leitete. Der mitgeteilte Brief an den Erbprinzen Georg ist zugleich ein herrliches Zeugnis für die Offenheit des Wesens der Königin. Man versteht,

daß diese Frau in allen Lagen des Lebens jene heitere und glückliche Unbefangenheit des Wesens verriet, die die ganze Welt an ihr bewundern lernte. Sie hat einmal von sich gesagt: „Ich rede nie anders, als ich es meine, und Wahrheit macht den Grund meines Charakters aus.“ Der Brief über die rechte Philosophie des Herzens lehrt das überzeugend. Was Luise von ihren Briefen allgemein gesagt hat, daß sie ihre ganze Seele in sie hineinzulegen pflegte, gilt vornehmlich von diesem Briefe. Eine Frau von solcher Herzensaufrichtigkeit und Reinheit mußte Glück ausstrahlen auf alle, die sie umgaben. Die Sicherheit und Feinheit ihres Gefühls sollte ihr in kritischer Zeit auch den Weg weisen, durch den sie ihrem Gemahl und ihrem Volke zur Helferin und Trösterin wurde. Man hat gesagt: „Die Stärke des echten Weibes ist die Genialität des Verstehens.“ In der Königin Luise sehen wir ein wunderbares Beispiel dafür, wie eine tief angelegte Frauennatur sich selbst bezwingt, um sich in ihren schwer zu nehmenden Gemahl zu schicken, seinen Schwächen in zarter, schonender Weise beizukommen, und schließlich ihn zu ergänzen sucht.

Noch hatte sie zwar nicht die rechte Weite des Blickes, wie sie wohl einer Königin auf diesem Throne zu wünschen war. Noch ging sie zu sehr lediglich in dem engeren häuslichen Leben auf. Sie war noch allzusehr nur Gattin, zu wenig Königin. Das Dasein, wie sie es stillzufrieden an der Seite ihres Gatten genoß, machte

ihr ganzes Glück aus. Daß die königliche Stellung von ihr auch anderes verlangte, ahnte sie wohl, im wesentlichen kümmerte sie sich aber nicht viel darum. Wie ihr allzu ehrlicher Gemahl, der in den Feldzügen am Rhein und in Polen einen Widerwillen gegen den Krieg gefaßt hatte und inmitten der heraufsteigenden Wirren in der trügerischen Vorstellung befangen war, daß er seine Neutralität würde bewahren können, zumal da er nach alter, von Friedrich dem Großen überkommener Tradition in Frankreich einen natürlichen Verbündeten Preußens sah, so lebte auch die Königin Luise einstweilen sozusagen sorglos in den Tag hinein. In ihrer frischen Lebenslust trieb sie es manchmal wohl ihrem Gemahl zu arg. Aber wenn sie ihm dann mit ihrer wolkenlosen Heiterkeit entgegentrat oder ihm mit ihrer klangvollen Stimme eine Komposition von dem damals am Berliner Hofe beliebten Komponisten des „Fanchon", Himmel, vortrug, dann war der entzückte Gatte wohl gern geneigt, über manches hinwegzusehen. Diese sonnige Fröhlichkeit verscheuchte ihm oft verdrießliche Stimmungen, unter denen er von jeher zu leiden hatte. In der ersten Zeit, da sich die beiden nahe traten, hatte der Verschüchterte das reiche Glück, das ihm in der Liebe dieser Frau beschert war, kaum zu fassen vermocht. Nun erst erschloß es sich ihm. Er ist in dieser Ehe unleugbar der Teil gewesen, dem sie am meisten Segen brachte. Aber auch er hat heilsam auf seine Gemahlin eingewirkt.

Vor allem wirkten sein Ernst, sein erfahrenes, sittliches Urteil und seine verständige Art, die Dinge anzusehen und zu behandeln, erzieherisch ein auf das vielfach noch unklare und unüberlegte mädchenhafte Wesen Luisens. Sie gewann dadurch etwas Geregelteres und Gehaltenes. Dessen war sich Luise sehr wohl bewußt, und sie dankte es dem Könige aufrichtig. Am meisten aber eroberte sein durch und durch gerader Charakter ihr Herz. Bald hielt sie fremde Einwirkungen, die sich anfangs an sie herangemacht hatten, fern von sich und fügte sich der Leitung Friedrich Wilhelms. Glücklich rief sie wohl: „Ein guter, liebevoller Mann ist der Grundstein alles Guten."

Friedrich Wilhelm hatte sich früh allerlei Bequemlichkeiten und Liebhabereien angeeignet, die seiner Gemahlin nicht gerade zusagten und von denen er nicht ließ. So brachte er den größten Teil des Sommers in Potsdam zu, um dort täglich dem militärischen Kleindienst beizuwohnen. Das befriedigte ihn, und er hielt es für eine angemessene Fortsetzung des Lebens seiner Vorfahren. Luise dagegen fand, so sehr sie bestrebt war, sich in die Pflichten eines „Soldatenweibes", wie sie sagte, hineinzuleben, das Potsdamer Leben nicht ganz mit Unrecht einförmig und sehnte sich von dort weg nach Berlin und namentlich nach Charlottenburg. Was war es immer für eine Freude, wenn es nach Berlin ging. „Morgen ist Spezialrevue," schreibt sie einmal aus Potsdam an Bruder Georg, „wenn die Stabsracker

abgefüttert sind, so stürze ich mich atemlos in einen Wagen und rolle, rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätischem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird." Und ein andermal heißt es in einem Briefe an die Oberhofmeisterin von dem Tage der Rückkehr nach der „guten Stadt Berlin": „Der 14. ist juch, juchhe! göttlich!" Sie bemühte sich, mehr Abwechslung in die Abendgesellschaften zu bringen, ohne jedoch damit einen wesentlichen Erfolg zu erzielen. Manche Frau wäre, durch solche Erfahrungen verstimmt, mehr ihren eigenen Weg gegangen. Luise überwand sich und gab meist nach. So blieb das glücklichste eheliche Einvernehmen gewahrt. Von den Geschäften hielt sich die Königin in der ersten Zeit der Regierung so gut wie ganz fern. Der König wachte zudem eifersüchtig darüber, daß ihm sein Regiment nicht irgendwie geschmälert würde. Er konnte sehr ungehalten werden, wenn Luise bei irgendeiner Angelegenheit im Spiele war, und seine Umgebung war daher sehr auf der Hut, um solchen Argwohn zu vermeiden. Nur gelegentlich erhaschte Luise einen Augenblick, um sich für diesen oder jenen ihrer Schützlinge zu verwenden; und doch hielt ihr der König oft genug das Verhalten anderer Frauen wie das ihrer anfangs sehr zurücktretenden Schwägerin Prinzessin Wilhelm als Beispiel vor. Manchmal mag es der Königin schwer gefallen sein, den vielen kleinen Anforderungen ihres Gemahls nachzukommen und seine

trübe Laune zu ertragen. Man bewunderte ihre in diesen häuslichen Verhältnissen bewahrte Gelassenheit. Als Graf Wilhelm Schwerin, der Friedensbote von 1814, näheren Einblick in diese Dinge gewann, entfuhr ihm unwillkürlich der Ausruf: „Nun weiß ich erst, welch ein Engel an Sanftmut die Königin ist!“ Die Gesandten der fremden Mächte waren bald voll von dem Lobe des guten Beispiels, das das Königspaar durch die schöne sittliche Harmonie, mit der es zusammenlebte, seinem Volke gab. Dem Romantiker Novalis kam diese Erscheinung wie eine Transsubstantiation vor, und er schrieb über die Königin prophetisch: „Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem Wohnzimmer haben.“ Begeistert schloß er diese Gedanken, die sich buchstäblich erfüllten: „Wer den ewigen Frieden jetzt sehen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin.“

Bald nach dem Regierungsantritt erlebte Luise eine neue Heimsuchung, da der König abermals gefährlich erkrankte, diesmal an den Masern. Wiederum pflegte sie ihn mit Aufopferung. Als der Frühling ins Land kam, galt es sich zur Huldigungsreise zu rüsten. Trotzdem Luise wieder der Geburt eines Kindes entgegen sah, hat sie die beschwerlichen Fahrten und sonstigen Anstrengungen bis zuletzt mit-

gemacht. Sie fuhr zuweilen am Tage zwölf Meilen, was in jener Zeit, wo es in den östlichen Gegenden Preußens noch gar keine Kunststraßen gab und wo die vorhandenen Wege zum Teil in einer ganz fürchterlichen Verfassung waren, immerhin etwas heißen will. „Warum reise ich?“ schrieb die Königin ihrem Bruder Georg, bei dem sie wohl etwas Verwunderung voraussetzen mochte. „Dieses läßt sich leicht erraten: weil mein Mann es wünscht; dieser Wunsch, ich möchte ihn begleiten, machte mich sehr glücklich.“ Zuerst ging es (im Mai) durch die Mark und Pommern nach Preußen. Überall verbreiteten ihre holdselige Anmut und ihre rührende Herzensgüte Entzücken. Oft genug richtete sie einige Worte an die begrüßenden Abordnungen, und es zeigte sich, daß sie sehr gut sprach, nicht zum mindesten, weil sie eine außerordentlich verbindliche Art des Ausdruckes hatte. So kam es, daß der schweigsame König, der bei Gelegenheiten, wo es zu repräsentieren galt, möglichst zurücktrat, ihr hierin schon jetzt und später noch mehr den Vorrang überließ und sich im stillen herzlich darüber freute, wie trefflich seine Gemahlin ihre Sache machte. Von Königsberg ging es nach den in den letzten Jahren neu erworbenen polnischen Landesteilen. Es konnte nicht fehlen, daß die für weibliche Grazie so empfänglichen Polen von ihrer königlichen Herrin in hohem Grade eingenommen wurden. In Warschau, der alten polnischen Metropole,

die ja auch vor drei Jahren dem preußischen Besitz einverleibt worden war, notierte die Oberhofmeisterin von der Königin: „Man betet sie hier förmlich an.“ Aber auch die französischen Agenten konnten nur dasselbe nach Paris berichten. Rührend war der Empfang der Schlesier in seiner Treuherzigkeit und Wärme.

Nach fünfwöchentlicher Abwesenheit langte Luise wieder in Charlottenburg an. Gleich darauf fand die Huldigung in Berlin statt. Luise wurde bei dem stürmischen Empfang, den die Bevölkerung dem Königspaare bereitete, sichtlich vor ihrem Gemahl ausgezeichnet. Sie wohnte vom 6. bis 8. Juli sämtlichen Festlichkeiten bei und empfing zugleich eine Anzahl fremder Gesandten, unter andern den sich verabschiedenden Franzosen Caillard. Fünf Tage darauf wurde sie von einer Tochter entbunden, die nach der ältesten Schwester Luisens den Namen Charlotte erhielt (es war die spätere Gemahlin des Zaren Nikolaus I.).

Die folgenden Monate verflossen in harmonischem Zusammenleben mit ihrem Gemahl und auch ihrer Schwester Friederike, die sich mit ihr an ihrem Glücke erfreute. Allerhand Studien gaben Luisens Leben mehr Inhalt. Unter den Dichtern gewann sie Schiller lieb; er sollte ihr unter allen Poeten im Laufe der Jahre am vertrautesten werden. Aber auch mit Herder wurde sie bekannt. So wird aus dieser Zeit berichtet, daß sie seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte

der Menschheit“ gelesen habe. Ebenso begann sie sich der Kunst zu widmen. Es ist eine interessante Tatsache, daß diese Königin, die man wohl schlechthin als die Preußenkönigin bezeichnen kann, es gewesen ist, die dem großen Manne, der vor allen anderen als Preußenkönig gilt, eine ganz besondere Verehrung zuteil werden ließ. Die Erinnerung an Friedrich den Großen war stark lebendig in ihr und hat sie gerade in entscheidenden Augenblicken bewegt. So war es denn auch Königin Luise, von welcher der Anstoß zu einer Wiederaufnahme der unter der vorigen Regierung fallen gelassenen Pläne zur Errichtung eines Denkmals für den Schöpfer der Größe Preußens ausging. Am 19. August 1798 hat sie zu Schadow, als sie dessen Standbild des alten Dessauers besichtigte, geäußert: „Wissen Sie wohl, daß man nun daran denken muß, das Monument Friedrichs II. zu machen? Wie wäre es, wenn man das Komödienhaus beseitigte und es dahin stellte?“ Sie verriet bei diesen Gesprächen auch einen gesunden Sinn für Einzelheiten solcher historischer Denkmäler. So meinte sie, als Schadow davon sprach, daß manche, besonders Dichter und Künstler, wider die Anwendung des „preußischen Kostüms“ bei seinen Standbildern „schrieen“: „Ich begreife nicht, wie es noch Menschen gibt, die darüber schreien; wenn mein Mann griechischen oder römischen Generalen Statuen setzen wollte, dann ja“; er wolle aber preußischen Generalen Denkmäler

errichten. Angesichts der schlagenden Worte der Königin konnte der treffliche Bildhauer nicht umhin, ihr beizustimmen, obwohl seine eigene Meinung noch lange schwankte. Die Sache des Friedrichdenkmals schlief bald, trotz des Drängens der Königin, ein, weil dem sparsamen König die Kosten zu hoch schienen.

In das traute Zusammenleben mit der Schwester kam zu Anfang des Jahres 1799 ein schriller Mißklang. Luisens Gemüt sollte einen der tiefsten Stöße erleiden, die ihm je widerfuhren. Ihre liebreizende Schwester Friederike, nach allem, was wir erfahren, wohl die schönste Prinzessin jener Zeit, die allerdings nicht so in sich gefestigt war wie Luise, war insgeheim eine Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels eingegangen. Im Januar 1799 wurde diese schmerzliche Entdeckung gemacht. Sie schadete geradezu der Gesundheit Luisens. „Ihre tugendhafte, engelsreine Seele hat dabei mehr gelitten als sich aussprechen läßt," berichtet die Oberhofmeisterin. „Man konnte sie nicht ohne inniges Mitleid ansehen; ihr tiefer Gram über das Geschehene war ergreifend, und dennoch hatte sie eine solche Herrschaft über sich selbst, daß sie ihn der Welt niemals zeigte." Vor kurzem hatte ihr sittenstrenger Gemahl zu Luisens Genugtuung mit der Lichtenau und den Erinnerungen an die Schwächen seines Vaters, unter deren Anblick er und nachher auch noch Luise seelisch so gelitten hatten, schonungslos aufgeräumt; jetzt mußte sich

in seiner nächsten Nähe ein Fall zutragen, der das schöne Vorbild, das der Hof unter seinem Zepter zu geben begann, trübte. Freilich Friederike war so jung und verführerisch schön! Nicht zum mindesten empfand Luise die schwere Täuschung, der sie durch ihre Schwester zum Opfer gefallen war. Und es war gerade ihr Hauptglück gewesen, diese Schwester am preußischen Hofe um sich zu haben! Friederike mußte sofort nach Entdeckung der Sache mit ihrem Gemahl Berlin verlassen und zog nach Ansbach. Ihr nach hallte die ergreifende Klage ihrer königlichen Schwester: „Sie ist fort! Ja sie ist auf ewig von mir getrennt. Sie wird nun nicht mehr die Gefährtin meines Lebens sein.“ Das Härteste war es für sie, ihrem Vater die Angelegenheit offenbaren zu müssen. Immer wieder brach ihr Schmerz durch. Sie glaubte Friederike allerorten suchen zu müssen, so sehr fehlte sie ihr. In ihren Kindern, ihren Büchern, im Briefeschreiben suchte sie Beruhigung.

Endlich brachte die Reise in die westlichen Provinzen des Staates, mit der der Frühling eröffnet wurde, erwünschte Zerstreuung. Die Reise wurde zu einer Zeit unternommen, in der es sich für Preußen um wichtige politische Entscheidungen handelte. Die gegen Frankreich vereinigten Mächte umwarben Friedrich Wilhelm III., um ihn zum Anschluß an ihre Koalition zu bewegen. Vornehmlich durch seinen Kabinettssekretär Lombard wurde der König in seiner allen kriegerischen Entscheidungen

abholden Haltung bestärkt, einer Haltung, die sein damaliger Minister des Auswärtigen Graf Haugwitz mit Recht als falsch bekämpfte. Bei den mannigfachen Beratungen, die über die Angelegenheit stattfanden, hat Luise, wie es scheint, kaum irgendwie einen nennenswerten Versuch gemacht, Einfluß zu gewinnen. Vielleicht ist es Bailleu in seiner demnächst zu erwartenden großen Biographie der Königin vergönnt, auf Grund der reichen Fülle von Briefen, die er einsehen durfte, hierüber Klarheit zu geben. Es lag bei dem engen Verhältnis zwischen dem Königspaar in der Natur der Sache, daß hier und da politische Dinge zwischen ihnen besprochen wurden. Aber im allgemeinen haben diese Dinge der Königin wohl noch fern gelegen. Ihre Aufmerksamkeit war mehr darauf gerichtet, sich die Liebe ihrer Untertanen zu erwerben und dem Verkehr mit den Verwandten zu leben. Bei jener Fahrt in den Westen ist es gewesen, wo sie sich in dem ihr übrigens schon bei der Rückkehr von Pyrmont im Sommer 1797 bekannt gewordenen Magdeburg durch ihr feinfühliges Verhalten im Sturme für alle Zeiten die Herzen gewann. Dort ereignete sich die kleine, oft erzählte Begebenheit, wo eine nichtadelige Offiziersfrau in ihrer Verlegenheit auf Luisens Frage, was sie für eine Geborene sei, die naiv-klassische Antwort gab: „Ich bin gar keine Geborene“ – ein Wort, das von selbstbewußten Frauen bürgerlicher Herkunft in der Folge öfter mit Stolz wiederholt wurde.

Die unvergleichlich glückliche, leutselige Art, mit der Luise die Verlegenheit der Szene beseitigte, prägte sich den Zeitgenossen unauslöschlich ein.

In Westfalen wohnte die Königin den Manövern bei Petershagen bei. Von dort reiste sie nach Hildburghausen, wo sie ihre Schwester Charlotte besuchte und auch die Prinzessin Solms wiedersah. Sie konnte nicht anders, als sich mit der geliebten Schwester wieder aussöhnen,* ein Umstand, der ihr am Berliner Hofe vielfach verdacht zu sein scheint. Die Gerüchte darüber schmerzten Luise sehr, ja sie machte sich selbst die rasche Aussöhnung etwas zum Vorwurf. „Ich bin ein schwaches Weib, das fühle ich alle Tage mehr; aus Güte des Herzens werde ich schwach." In Hildburghausen traf sie mit Jean Paul zusammen, der sich damals eifrig mit seinem Titan beschäftigte und im Verkehr mit den „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron" die Anregung empfing, ihnen dies Hauptwerk seiner von der damaligen Frauenwelt so bevorzugten Muse zu widmen. Luise erschien ihm, wie er in dem schwärmerischen Eingang sagt, als die vom Olymp herabsteigende Aphrodite. Von Hildburghausen ging es nach den entlegenen, seit kurzem erworbenen Fürstentümern Ansbach-Bayreuth, die Friedrich der Große so gern gegen die Lausitz eingetauscht hätte. Dort machte der Mann die Honneurs, der der Königin unter allen Staatsmännern am nächsten treten sollte, der mit der Verwaltung dieser fränkischen Landschaften betraute Freiherr

Karl August v. Hardenberg. Von Ansbach wurde ein Abstecher in die darmstädtische Heimat unternommen, und dann reiste man zurück über Frankfurt, wo wieder Frau Rat besucht wurde, und über Wilhelmsbad nach Weimar, um dort das kürzlich vollendete Meisterwerk des von Luise so geliebten Schiller, den Wallenstein, aufführen zu sehen. Schon früh verbreitete sich die Nachricht von dem Wunsche der Königin, dies Stück, das Iffland bereits im Mai in Berlin auf die Bühne gebracht hatte, in Weimar selbst kennen zu lernen. Der Verfasser schrieb, als er davon hörte, ganz beglückt an Goethe: „Ist es denn wahr?“ Am 2. Juli wohnte das Königspaar in der Tat der Aufführung bei. Der Dichter wurde den Majestäten vorgestellt und rühmte nachher gegen Gottfried Körner die Grazie und Verbindlichkeit der Königin. Damit waren Beziehungen angeknüpft, die Luise bald für ihr Preußen zu verwerten gedachte. Auch Herder lernte sie damals in Weimar kennen.

Im August des nächsten Jahres stattete sie wiederum Schlesien einen Besuch ab, indem sie das Riesengebirge bereiste. Dort erstieg sie hoch zu Roß in einem Amazonenanzuge die Schneekoppe. Auf dem Gipfel unter einer bunten Volksmenge fühlte sie sich wahrhaft glückselig. Nachmals hat sie davon erzählt, es wäre ihr zumute gewesen, „als sei sie, erhoben über die Erde, Gott näher“.

Am liebsten hätte sie wieder Friederike nach

Berlin gezogen. Doch dies ließ der König nicht zu. Das Erlebnis, das sie mit der Schwester gehabt hatte, blieb nicht ohne Wirkung auf ihr eigenes Wesen. Sie begann das Weiche, Schwärmerische, das in ihr noch einigermaßen, dem Geist der Zeit gemäß, gelegen hatte, allmählich etwas abzustreifen. Der Ernst des Lebens war ihr mehr wie vorher zu Bewußtsein gekommen. „Es darf nicht geschwärmt sein, in der wirklichen Welt müssen wir bleiben, uns durcharbeiten, so will es das Schicksal," schrieb sie. Ja ihr Vertrauen zu den Menschen war etwas erschüttert, und die ganze Begebenheit mit allem, was sie im Gefolge hatte, hinterließ ein Gefühl der Bitternis bei ihr. Eine große Freude war es für sie dafür, daß ihr Bruder Georg, den sie, wie sie sich einmal ausdrückt, „aus dem besten Eckchen" ihres Herzens liebte, im Herbst zu Studienzwecken nach Berlin kam. Sie verfehlte nicht, ihn vor Verirrungen in der Hauptstadt zu warnen: „Ich liebe die Tugend, Du würdest die kälteste Person in mir finden und die Verachtung des Königs Dir zuziehen." Der Prinz weilte drei Jahre in Berlin, um dann durch die Schweiz nach Italien zu gehen. In jener Berliner Zeit werden die beiden so recht ineinander aufgegangen sein. Georg erfüllte sich mit einer wahren Schwärmerei für Luise. Er weihte ihr nach seinem eigenen Ausdruck eine Verehrung, wie sie der Katholik seiner Heiligen weiht. „Wer sie mit jemand anders vergleichen

will, den morde ich," hat er einmal einer Freundin geschrieben.

Mittlerweile gestaltete sich das Verhältnis zu ihrer Oberhofmeisterin vertrauter. An der Verbindung des Enkels der alten Dame mit der Tochter der durch ihre Freundschaft mit der Königin und mit dem Freiherrn vom Stein berühmt gewordenen Frau v. Berg (geboren 1760) nahm sie warmen Anteil. Am Geburtstag der getreuen Oberhofmeisterin, am 11. März 1800, erhob der König diese und ihre Nachkommenschaft in den Grafenstand. Bald wandte Luise, wie wir aus ihren von Bailleu veröffentlichten anmutigen Briefen an die Gräfin ersehen, allerhand Koseworte oder scherzhafte Bezeichnungen auf sie an. Sie war ihre „liebe Voto", ihre „teure Poschen", die „exzellente Exzellenz", ihr „Kontessinchen" und „Madamchen", die eine femme d'or ist und sich wie niemand auf Besorgungen versteht, die nur zu befehlen braucht, um die Königin als eilfertige Dienerin zu finden, weil „Voto" sich sonst „ein Leids antun könnte". Préparez-vous à être bombardée de commissions! ruft sie ihr gelegentlich zu und befiehlt ihr dabei, sich nicht merken zu lassen, daß sie für die Königin besorgt, weil sonst alles doppelt teuer bezahlt werden müsse. Und wenn die alte Dame einmal Konfusion bei einer Besorgung gemacht und ein falsches Journal ausgesucht hat, dann wird ihr dieser Irrtum liebenswürdig klar gemacht und geschlossen mit den Worten: „Adieu,

Madame, Gott erleuchte Dero Augen beim Suchen der Journale!" Die erstaunliche Rüstigkeit der Siebzigerin erfüllte sie immer aufs neue mit aufrichtiger Bewunderung. Wenn sie etwas an ihr auszusetzen hatte, so war es eine gewisse Plauderhaftigkeit. Immerhin erkannte sie allmählich, daß sie einen wahren Schatz an ihr besaß und daß sie felsenfest auf sie bauen durfte.

Luisens fröhliche Lebenslust übte auch auf manche Kreise, in denen ein stillerer und ernsthafterer Geist, dem Zuge der Zeit folgend, eingezogen war, unwiderstehlichen Einfluß aus. So vermochten sich die frommen Redens und ihr Anhang nicht dem Banne ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit zu entziehen, sobald sie zur Beteiligung an den zeitraubenden Vorbereitungen zu Tanzfestlichkeiten aufforderte. Wenn sie dann wohl ihre Hand traulich auf die Hand von Eberhardine Reck legte, dann war es um jeden Widerspruch bei dieser geschehen, und Eberhardine gestand nachher, sie hätte das „holdselige Wesen" gleich „umfassen" mögen. Ähnlich sah sich Gräfin Sophie Schwerin durch Luisens Liebenswürdigkeit mehr in den Strudel der Geselligkeit gezogen als ihr lieb war. Welche Auszeichnung für die jungen Offiziere, von dieser Frau zum Tanze befohlen zu werden, wie jener schmucke Quistorp, der später einer der begeistertsten Anhänger Schills wurde, oder der Flügeladjutant Graf Henckel v. Donnersmarck. Henckel meldet selbst:

„Uns jungen Leuten schwindelte vor Entzücken, wenn uns die Ehre zuteil ward.“ Dabei tanzte Luise, als wäre sie die Muse Terpsichore selbst. Auch der jugendlich-feurige Husarengeneral Blücher wurde öfter von der Königin als Tänzer ausersehen. Diese fröhliche Tanzlust Luisens hatte es seinerzeit bewirkt, daß der damals am preußischen Hofe noch unbekannte Walzer in Berlin heimisch wurde. König Friedrich Wilhelm II. führte ihn seiner Schwiegertochter zuliebe bei seinen Festlichkeiten ein. Über den Freuden des Karnevals konnte Luise selbst das von ihr sonst so fleißig betriebene Briefschreiben an die Verwandten vernachlässigen, und sie fühlte sich dann wohl veranlaßt zu langen Entschuldigungen. Launig schildert sie einmal, wie bei den Vorbereitungen zu solchen Festen ihre Zimmer so voll von den Kartons der Modegeschäfte gestanden hätten, daß der König knapp einen engen Fußsteig dadurch hätte finden können. Sie spielte auch gern mit ihren Verwandten Theater, gewöhnlich Stücke heiteren oder dekorativen Charakters. Zuweilen empfand sie so etwas wie Gewissensbisse über ihr fröhliches Leben. Als sie am Tage, an dem der schon lange zu erwartende Tod der von ihr und ihrem Gemahl innig verehrten Großfürstin Helene in Berlin eintrat, lustig getanzt hatte, gestand sie doch ihrem Bruder Georg: „Dieses ist mir eine so horrible Idee, die mich quält und plagt.“

Eine Zeit der Fröhlichkeit war es auch für sie, wenn sie ihre Verwandten in Süddeutschland besuchte. Welch ein Überschwang des Glücksgefühls liegt in jenem Ruf, mit dem sie die zweite und letzte Reise, die sie von Berlin nach Darmstadt machte, im Mai 1803 ihrem George ankündigte: „Es geht ins Reich – es geht zu den Ufern des alten Rheins – zu den Schwestern – nach Darmstadt, nach Wilhelmsbad – auch ein Halleluja.“ Und wie selig war sie dann im Verein mit den Geschwistern! „Ich war also wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unsere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten!“ berichtete sie darüber an den in Rom weilenden Erbprinzen. „Das schwöre ich, daß Du immer mitten unter uns warst, wo die vier Schwestern waren, und daß unser Ausruf aus allen Kehlen gleich war: ‚Gott, was sind wir doch glücklich, wäre George nur bei uns, so wäre es vollkommen.‘“ Nur ein Schmerzgefühl erfüllte sie bei diesem Zusammensein: als sie wieder ihrer Schwester Friederike gegenübertrat. „Wir empfanden in dem Augenblick des Wiedersehens den ganzen Umfang des Unglücks, voneinander getrennt zu sein.“

Ihre hohe Stellung brachte es ihr ganz von selbst nahe, daß das Leben namentlich für eine fürstliche Frau sich nicht in süßem Nichtstun auflösen darf. Sie wurde darauf gelenkt, die Kunst der genialen Pariser Malerin Vigée-Lebrun zu fördern, indem sie sich von ihr malen ließ. Mit

Entzücken lernte sie dabei Bilder der Künstlerin kennen. Ihre Empfänglichkeit spiegelt sich in dem Worte, sie hätte nicht schlafen können in der Erinnerung an die Schönheit eines dieser Gemälde. Als sie mit Lichtenbergs Erläuterungen zu Hogarths Karikaturen bekannt wurde, bemerkte sie über ihn: „Er hat mehr Geist in dem Nagel seines kleinen Fingers, als ich in meinem ganzen Kopfe." Ifflands Theaterwirksamkeit widmete sie viel Wohlwollen. Als Jean Paul in Berlin weilte, verfehlte sie nicht, wie auch sonst, den beglückten Dichter freundlich auszuzeichnen. Dem in kärglichen Verhältnissen lebenden Heinrich v. Kleist, dem der König nicht wohl wollte, setzte sie ein Ehrengehalt aus. Sie wirkte mit bei der Berufung des Schweizer Historikers Johannes Müller nach Berlin und betrieb es, daß Müller den Auftrag erhielt, eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Mit naiver Freude ergötzte sie sich an den klassischen Kunstwerken, die ihr Bruder Georg aus Italien zum Geschenk sandte. „Gesehen, geschaut und geguckt habe ich wie a Nari," schrieb sie ihm einmal bei Empfang solcher italienischen Kostbarkeiten. Sie behauptete, sich in das Fragment eines Äskulaps förmlich verliebt zu haben, begann sich für die Beschaffung von Abgüssen römischer Kunstwerke zu interessieren und freute sich kindlich auf den feierlichen Einzug der „lieben Puppen", wie sie auf „gut Berlinisch" von diesen Bildwerken sagte, durch

das Brandenburger Tor. „Ich halte es dabei wie Bürgers Leonore,“ schrieb sie. „Ich ziehe den Kommenden entgegen und schmücke mich dazu mit grünen Reisern.“ Einige Kunstwerke in den königlichen Schlössern wuchsen ihr ans Herz. Als ihr Bruder Georg in den Jahren der preußischen Knechtschaft nach Paris reiste, beauftragte sie ihn wehmütig, nicht nur den Äskulap, sondern auch ihren „Marc Aurel aus dem Schloß, die Hygiea aus Charlottenburg und alles, was aus Sanssouci in Paris ist“, zu grüßen. Eine anmutige Fügung des Schicksals war es, daß der talentvolle Kammerdiener Christian Rauch in den Jahren seiner größten Empfänglichkeit in der Umgebung dieser schönheitstrahlenden Fürstin lebte. Die Atmosphäre, die von Luisen ausging, machte ihm den Druck seiner Verhältnisse erträglicher. Luise gestattete ihm auch, daß er in ihrem Vorzimmer modellierte, und gab dem Manne, dessen Streben und Gaben in seiner dienstlichen Stellung verkümmern mußten, bald die Freiheit zu seiner Künstlerlaufbahn und Aufträge. Sie ahnte nicht, daß sie dem Meister die Bahn geebnet hatte, der das schönste Bild von ihr schaffen sollte.

Nie fühlte sie sich befriedigter als in den Stunden, in denen sie dazu kam, geistig in sich aufzunehmen. Sie nutzte die Gelegenheiten, die sich dazu boten, rasch aus. Wie sonst bevorzugte sie geschichtliche Lektüre. So versenkte sie sich in das Lesen des vielbändigen Geschichts-

werkes des englischen Historikers Gibbon über den Niedergang des römischen Reiches. Sie berichtet selbst darüber: „Ich las und las, so daß mir Hören und Sehen verging.“ Auch Ancillons geschichtsphilosophische Werke hat sie gleich beim Erscheinen gelesen. Ebenso beschäftigte sie sich in dieser Zeit mit der Geschichte Karls V. Sie hat einmal im Vollgefühl des Genusses, den ihr das Studium solcher Werke gewährte, aus dem Schillerschen Gedichte „Ideale“ die Schlußworte, deren „Wahrheit sie aufs neue bestätigt gefunden hätte“, zitiert:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Es ist bezeichnend für ihre mit Verständigkeit gemischte Gefühlswärme, daß sie es statt mit Jean Pauls Gefühlsschwärmerei, die damals die Frauen so anzog, stetig mehr mit dem hohen, zugleich von Realismus gesättigten Schwunge des gereiften Schillers hielt. Nicht zum mindesten wird sie dabei von dem tiefen Verständnis für das Wesen der Frauen, dem sie bei dem Dichter begegnete, gefesselt worden sein. Nach dem Wallenstein nahm sie die Maria Stuart, später auch den Tell in sich auf. Beweis dafür, daß sie sich die Stücke recht zu eigen gemacht hat, ist die Tatsache, daß sie nicht müde wird,

Stellen daraus anzuführen. Schließlich hat sie es dahin gebracht, daß der König amtlich an den Dichter Anträge stellen ließ, in preußische Dienste zu treten und nach Berlin überzusiedeln. Schiller verspürte nicht übel Lust, dem Rufe zu folgen. Im Mai des Jahres 1804 war er in der preußischen Hauptstadt, um sich näher zu informieren. Er gestand Gottfried Körner: „Berlin gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten." Am 13. Mai empfing ihn die Königin, umgeben von ihren beiden ältesten Söhnen. Inzwischen tat man in Weimar das mögliche, um sich diese Kraft nicht rauben zu lassen, und Schiller selbst erklärte bald, daß er nur einige Monate des Jahres nach Berlin kommen wollte. Mochte nun die sehr hohe Entschädigung, die er dafür verlangte, dem sparsamen Könige unbillig dünken oder mochte man in Berlin nicht damit einverstanden sein, daß der Dichter sich nicht ganz zur Verfügung stellte, genug, die Angelegenheit schlief ein. Die Königin hat es stets lebhaft bedauert, daß die Sache diesen Ausgang nahm.

Währenddessen wuchs ihr eine stets zunehmende Kinderschar heran. Ein fünftes Kind, die am 14. Oktober 1799 geborene, nach ihrer Lieblingsschwester benannte Prinzessin Friederike, wurde ihr zwar nach einem halben Jahre durch den Tod entrissen. Aber bereits am 29. Juni 1801 schenkte sie ihrem Manne wieder einen Sohn, der nach ihrem Vater den Namen

Karl empfing, am 23. Februar 1803 kam abermals eine Prinzessin zur Welt, die nach dem russischen Kaiser Alexandrine getauft wurde, und am 13. Dezember 1804 ein vierter Prinz, Ferdinand, wohl nach dem Prinzen Louis Ferdinand, dessen hochfliegenden sprudelnden Geist die Königin immer mehr zu verehren gelernt hatte, so genannt, der allerdings bereits am 1. April 1806 starb. Ihr Mutterglück und ihr Mutterstolz waren, wie begreiflich, trotz der schmerzlichen Verluste, groß. Wenn ihr Auge auf ihren schönen Kindern ruhte, dann rief sie wohl glückstrahlend aus: „Die Kinderwelt ist meine Welt!" Der Gräfin Voß schrieb sie von ihnen: „Ihr Wohlsein macht mich glücklich. Möchte einst ihre Tugend mich dieselben Gefühle empfinden lassen." Sie stellte schon in diesen Jahren feine Beobachtungen über das Wesen der Kleinen an. Bei dem ältesten Prinzen fiel ihr eine große Lebhaftigkeit auf. Im Mai 1803 schrieb sie über ihn: „Fritz ist über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheit und ein gutes Herz. Er verspricht viel, und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen. Seine Erhaltung ist mir beinahe ein sicherer Beweis dafür. Denn in den ersten Tagen seiner Existenz, da ich kein Kind außer ihm hatte, bat ich Gott mit aufrichtigem Herzen, mir ihn wieder zu entreißen, wenn er ihn nicht zu einem guten Menschen wollte erwachsen lassen." Rechte Freude hatte sie an dem Benehmen des Prinzen bei Gelegen-

heit seines Eintritts in das Heer an dem Tage, an dem er sein zehntes Lebensjahr vollendete, am 15. Oktober 1805. Schon damals gab sie seinem Geist eine höhere Richtung. Ist es doch das Bekenntnis König Friedrich Wilhelms IV. gewesen, daß seine Mutter ihm den deutschen Gedanken ins Herz gelegt habe. Als in jenen Tagen Nachrichten über die Niederlagen der Österreicher gegen Napoleon anlangten, richtete sie an ihn die anfeuernden stolzen Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, da du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Sehr bald trat sie dem Gedanken näher, ihren beiden ältesten Söhnen einen Erzieher zu geben. Nachdem anfangs, wie es scheint, der Professor am Grauen Kloster zu Berlin Spalding in Aussicht genommen war, wurde sie von zwei Seiten, dem Kanzler der Universität Halle, Niemeyer, und dem Berliner Schulmanne Gedike, auf den Rektor des Pädagogiums Unserer Lieben Frau zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, hingelenkt, der u. a. bereits mit dem Prinzen Louis Ferdinand in Beziehungen gestanden hatte. Im Winter 1799 auf 1800 wurde Delbrück der Königin vorgestellt und gefiel ihr. Nach weiteren Erkundigungen über ihn erfolgte dann im Juli 1800 seine Anstellung als Erzieher der beiden ältesten Söhne der Königin. Die Stellung Delbrücks ist nicht immer die beste ge-

wesen. Wir hören gar bald, schon 1802, von Verstimmungen, die eine Lösung des Verhältnisses nahe rückten. Doch behauptete sich der patriotische und fein gebildete, wenn auch sehr weich angelegte Mann volle zehn Jahre in seiner Position und erwarb sich währenddessen die schwärmerische Zuneigung des ältesten Prinzen. Auch war er nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die literarischen Beschäftigungen Luisens.

Von wenigen Trübungen abgesehen floß so das Leben der Königin in den ersten Jahren der Regierung ihres Gemahls in schönster Harmonie dahin. Dann und wann mag die hohe Frau eine Ahnung beschlichen haben, daß es nicht immer so bleiben würde, wie eine Eintragung, die sie im Jahre 1803 in einem kleinen Buche für sich machte, lehrt: „Auch in guten Tagen kräftige ich mich durch die Religion gegen die bösen, die da kommen können und in diesem bronzenen Säkulum nicht ausbleiben werden.“ Den Höhepunkt in diesen sorgenfreien Jahren bildete die Zusammenkunft des Königspaares mit Kaiser Alexander von Rußland zu Memel vom 10. bis 16. Juni 1802. Wir sind so glücklich, über diese vielgenannte „Entrevue“ ein reiches Quellenmaterial zu besitzen, das wiederum Bailleu der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat. Bei weitem das wertvollste von den Schriftstücken, die darüber Kunde bringen, sind eigenhändige Aufzeichnungen der Königin über jene Tage. Damals schlossen König Friedrich Wil-

helm III. und Zar Alexander ein inniges persönliches Freundschaftsbündnis, das später durch den harten Ernst der Politik schwere Trübungen erfahren sollte. Nicht minder aber, als der König, wurde Luise dem Beherrscher der Russen befreundet. Die strahlende Persönlichkeit des Kaisers tat es ihr wie den meisten ihrer Zeitgenossen an; ist doch auch ein Mann, der die Menschen so durchschaute, wie der Freiherr vom Stein, dem bestrickenden Wesen Alexanders zum Opfer gefallen. Sie erkannte nicht den schwachen Charakter, der sich hinter dem liebenswürdigen und bestechenden Äußern verbarg, und noch weniger konnte sie ermessen, daß die Reden von Menschenliebe und Völkerbeglückung, die ihm so beredt über die Lippen strömten, durchaus nicht der Ausdruck einer durch die Erfahrung gereiften politischen Auffassung waren, sondern bei dieser ganz nach außen gewandten Natur lediglich dem Haschen nach Beifall entsprangen. Auch Alexander ist in jenen Memeler Tagen zweifellos von aufrichtigen Gefühlen der Freundschaft beseelt gewesen, und nicht zum mindesten bestärkte ihn die in ihm erwachte Verehrung für die herrliche Frau, die ihm hier entgegentrat, in seinen guten Vorsätzen, das Freundschaftsbündnis hochzuhalten.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß gerade in wichtigen Augenblicken des Lebens der Königin allen Zeugen ihre Schönheit und ihre bezwingende Anmut ganz besonders hervorzutreten schienen. So auch in Memel. „Sie war

heute schöner wie je," meldet die Oberhofmeisterin am ersten Tage der Zusammenkunft, und am nächsten Tage wiederholt sie: „Die Königin sah wunderschön aus." Den Russen schien solch eine Frauenschönheit etwas ganz Unerhörtes zu sein. Das vornehme Gefolge des Kaisers wandte kein Auge von ihr. „Meine Verlegenheit war schrecklich während der Mahlzeit," berichtete Luise. „Ich konnte fast nichts essen." Aber bald war sie mit Alexander im traulichsten Einvernehmen. Sie ritt mit den beiden Herrschern aus, tanzte mit dem Zaren, dekorierte ihn mit einem Phantasieorden, plauderte stundenlang mit ihm in reizender, unschuldvoller Weise, trug einige französische Romanzen vor, lachte und fühlte sich wahrhaft glücklich. Aber mitten in diesen seligen Stunden wurde sie plötzlich von Brustkrämpfen befallen. Es war das erste Anzeichen des Leidens, das sie in der Blüte der Jahre dahinraffen sollte. Kaum erholt von dem bedenklichen Anfall stieg sie schon wieder zu Pferde, um mit Zar und König auszureiten. Während sie auf die Pferde warteten, spielte sich ein ganz eigenes Idyll ab: der russische Kaiser brachte der preußischen Königin das russische Exerzierreglement bei, das er russisch kommandierte. Als sie dann am Tage vor dem Abschiede nebeneinanderher ritten, da richtete Luise in ihrer hoheitsvollen Unschuld und Anmut mahnende und bittende Worte an ihn: „Ich bat ihn zu bleiben wie er wäre. Ich stellte ihm vor, wie



Friedrich Wilhelm III.
Stich von Meno Haas nach Plötz und Hornemann.
(Nach dem Original in der Privatsammlung der Herren C. Meder, Amsler & Ruthardt in Berlin.)



viel Klippen er zu passieren hätte, die Jugend, die Unerfahrenheit, die mancherlei Leidenschaften, die mit dem Alter der Jugend und der Kraft verbunden wären. Er nahm diese verschiedenen Betrachtungen nicht übel, denn er erkannte wohl, daß ich ihm diese Dinge nur aus Freundschaft zu sagen wagte.“ Als am 16. Juni geschieden sein mußte, da standen nicht nur dem König und der Königin, sondern auch Alexander helle Tränen im Auge. Glückselig in der Erinnerung an die Memeler Woche berichtete Luise bald darauf an den in der Schweiz weilenden Georg, der ihr die Schönheiten der Alpen gepriesen hatte, indem sie zugleich auf Alexanders Erzieher, den Genfer Laharpe, anspielte: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Mensch, im ganzen Sinne des Worts, der durch einen Alpenbewohner ist erzogen worden und dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander spreche, hast Du doch wohl beim ersten Wort verstanden. Lieber Georg. Ach wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert. Nicht ein Wort, was man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient alles, was man nur Gutes sagen kann. Die Entrevue war göttlich und beide Monarchen gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen, in Gerechtigkeit, Menschenliebe und

Liebe zum Wohl und zur Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viel Einfachheit, Haß der Etikette. Alles ging erwünscht und wird immer so gehen."

Sie ahnte noch nicht, wie gewaltig sie irrte, indem sie die letzten Worte niederschrieb. Sie hatte auch noch keine Empfindung dafür, daß ihr Gemahl mit seiner von urteilslosen und schwachen Ratgebern unterstützten Neutralitätspolitik va banque mit Preußens Existenz spielte. Die reichen Erwerbungen, die Preußen infolge des Reichsdeputationshauptschlusses im Westen der Monarchie, zum Teil dank der Geschicklichkeit seines Vertreters in Paris, Lucchesini, machte, waren eher geeignet, die Königin für Frankreich günstig zu stimmen. Das Wesen des Mannes, der Europas Schicksal zu bestimmen begann, war ihr noch gar nicht klar. Wie ihr Gemahl verfolgte sie die glänzende Laufbahn Napoleons voller Bewunderung. Bonaparte wußte um diese ihm günstige Stimmung in Berlin und suchte sie wohlweislich zu unterhalten. So sandte Josephine eines Tages, es war im Jahre 1803, der Königin zu deren größtem Entzücken einige Erzeugnisse der elegantesten Pariser Modewaren nebst den kostbarsten Brüsseler Spitzen. Als Gegengabe schickte die Königin Vasen der Berliner Porzellanmanufaktur mit Ansichten von Malmaison.

Zum erstenmal regte sich stärkerer Unwille in Luise gegen Napoleon, als dieser im Frühjahr 1804 den Herzog von Enghien erschießen ließ.

Sie war augenblicklich willens, wie der russische und Stockholmer Hof, ostentativ gegen den Frevel durch Anlegung von Trauer zu demonstrieren. Doch rieten die preußischen Staatsmänner davon ab. Bald darauf war sie wieder etwas beschwichtigt, als Bonaparte, nachdem er nicht ohne das Entgegenkommen Preußens für sich die erbliche Kaiserwürde erlangt hatte, im Herbst 1804 den Gedanken an eine Erhebung Preußens zum Kaiserreich hinwarf. In ihrem schlichten Sinn erkannte sie noch nicht, welches Danaergeschenk darin gelegen hätte. Als der König ihr davon erzählte, war sie sehr eingenommen von der Idee, und nur weil ihr Gemahl das Projekt in seinem bescheidenen Sinne weit von sich wies, verzichtete sie ihm zuliebe darauf, den Gedanken weiter zu verfolgen. Gleich danach schien die Verhaftung des englischen Residenten Rumbold auf neutralem Boden, durch die Preußen direkt berührt wurde, ein akutes Zerwürfnis mit Napoleon herbeizuführen. Aber dieser lenkte wider Erwarten vollkommen ein. Daß auch Luise regen Anteil an dem Zwischenfall nahm, beweist die Tatsache, daß der erfreute König den Brief Napoleons, der dessen genugtuende Erklärungen enthielt, nicht aus der Hand geben wollte, bevor er ihn nicht seiner Gemahlin gezeigt hätte. Noch im Mai 1805 entschied sich Friedrich Wilhelm zum Festhalten an seiner unglückseligen Neutralitätspolitik. Sorglos besuchte er mit Luise im Sommer das kleine Alexanders-

bad im Bayreuther Oberlande und verlebte dort mit ihr eine Reihe von Tagen in ungetrübtestem Frohsinn, im Verkehr mit zahlreichen Menschen, die alle voll von Bewunderung für die Schönheit und huldvolle Milde der Königin waren.

Zurückgekehrt nach Berlin sah man den politischen Horizont plötzlich verfinstert. Aber gleichsam als wollte er der Welt zeigen, daß er sich um ihre Händel gar nicht zu kümmern gedächte, zog der König sich Mitte September mit seiner Gemahlin in die Stille von Paretz zurück. Als jedoch Napoleon mit brutaler Verletzung des Völkerrechts bei Beginn des Entscheidungskampfes gegen Österreich und Rußland seine Truppen durch Ansbach marschieren ließ, da flammte auch Friedrich Wilhelms Königsstolz auf. Er wollte sofort die französischen Gesandten ausweisen; der vorsichtige Hardenberg fiel ihm jedoch leider in den Arm, und bald war der König wieder gelassener gestimmt. .

Königin Luise aber war fortan im Lager der Kriegspartei. Sie ahnte jetzt, daß Friedensliebe nicht mehr angebracht sei, und fühlte, daß Preußen in Gefahr geriet, seine Selbständigkeit, seine Ehre, sein Dasein zu verlieren, wenn es in dem bevorstehenden Kampfe nicht Partei gegen Napoleon ergriff. Angstvoll ermaß sie, daß, falls Österreich und Rußland besiegt würden, unfehlbar an Preußen die Reihe käme. „Preußen hatte alles zu gewinnen und nicht mehr zu verlieren, als es einige Jahre später verloren hat,“

sagte sie nachmals rückblickend von der damaligen Lage und gab damit zweifellos ungefähr das Gefühl wieder, das sie schon 1805 beseelte.

Sie verfolgte seit jener Ansbacher Gebietsverletzung die politischen Vorgänge mit ganz anderem Interesse und helleren Auges. Ein tiefer Haß gegen den alles zerstörenden Eroberer begann sich in ihr anzusammeln. Mit dem Prinzen Louis Ferdinand, dem General Rüchel und dem Minister Stein forderte sie dringend entschlossene militärische und politische Maßregeln. Auch Hardenberg hatte mittlerweile die Auffassung gewonnen, daß ein Anschluß an Österreich und Rußland anzustreben sei, und suchte den König in Luisens Sinne zu beeinflussen. Andere Stützen ihrer Ansicht fand die Königin in der Gemahlin ihres Schwagers Wilhelm, der Prinzeß Marianne, einer geborenen Landgräfin von Hessen-Homburg, und in der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, der Prinzessin Luise Radziwill. So kam am 3. November 1805 bei dem Besuch Kaiser Alexanders am Berliner Hofe (vom 28. Oktober bis 4. November) trotz der inneren Abneigung König Friedrich Wilhelms der Potsdamer Vertrag mit Alexander zustande, durch den Preußen die bewaffnete Vermittlung zwischen den Parteien unter Bedingungen übernahm, die es in den allgemeinen Krieg gegen Napoleon hineinziehen mußten. Am Tage darauf besuchte das Königspaar mit dem hohen Besucher in der Garnisonkirche von Potsdam die Grabstätte des großen Königs, der so bereit gewesen

war, den Degen zu ziehen, auch wenn es gegen eine Welt von Feinden ging; dort gelobte man sich feierlich aufs neue treue Freundschaft. Luise war zumute, als wenn ihr letzter glücklicher Tag wäre. Freilich begannen sich schon damals in ihr leise Zweifel an der Verläßlichkeit Alexanders zu regen.

Die Ungeschicklichkeit und Schwäche des an Napoleon abgeschickten preußischen Unterhändlers, des Grafen Haugwitz, gefördert durch die unglückselige Friedensliebe König Friedrich Wilhelms, der seinen Abgesandten instruiert hatte, um jeden Preis den Frieden zu bewahren, so wie durch das vorschnelle unbesonnene Losschlagen des Zaren bei Austerlitz, führten dann zu dem traurigen Schönbrunner Vertrage vom 15. Dezember 1805, durch den Preußen Frankreichs Verbündeter wurde und für die Abtretung von Ansbach und der rechtsrheinischen Teile des Herzogtums Kleve das Danaergeschenk Hannover empfing. Über Hannover zu verfügen hatte Napoleon kein Recht und keine Macht. Die Besetzung dieses Landes mußte Preußen, wie der Unterhändler von Schönbrunn hätte voraussehen können, in einen bedenklichen Krieg mit England verwickeln. Eine unnatürlichere Stellung war für Preußen nicht zu denken.

II.

Im Leid.

1. Vor der Entscheidung.

Niemand war in Berlin mehr durch den kläglichen Ausgang der Mission Haugwitzens betroffen, als Königin Luise. Ihr preußischer Stolz fühlte sich tief verwundet. Zudem bereitete ihr der Verlust von Ansbach, das sie bei ihren dortigen Besuchen besonders lieb gewonnen hatte, den größesten Schmerz. Sie hat alles in Bewegung gesetzt, um die Genehmigung des Schönbrunner Vertrages zu hintertreiben. Der kühnste Verfechter fridericianischer Traditionen, der damals am Berliner Hofe lebte, Prinz Ludwig Ferdinand, hatte seine helle Freude an ihrer Haltung. Er beauftragte am 9. Januar 1806 seine Schwester, die Prinzessin Radziwill, der Königin zu sagen: „Wenn ihre Gefühle und die entschlossene Art, wie sie sich für das Gute und für energische Maßregeln ausgesprochen hat, bekannt wären, so würden alle wohldenkenden Leute und die ganze Armee ihr Altäre errichten." Als der Minister Graf Hoym die Unruhe beklagte, die durch ihr Drängen auf tatkräftige Maßnahmen entstände, hat sie ihm mit edlem Zorn entgegnet: „Unruhe?

Hören Sie, mein lieber Hoym, es ist nur eins zu tun: das Unheuer schlagen, zu Boden schlagen, und dann reden Sie mir von Unruhe." König Friedrich Wilhelm zauderte. Er war einem Manne von der Skrupellosigkeit Napoleons gegenüber in der unglücklichsten Lage. Konnte ihn doch Prinz Louis Ferdinand damals den ehrenhaftesten und zuverlässigsten König nennen, der vielleicht jemals gelebt hätte. Obwohl er außer sich über Haugwitzens Verhalten in Schönbrunn war, sah er sich, von Haugwitz und damals auch noch von Hardenberg überaus unglücklich beraten, in seiner Hilflosigkeit schließlich doch gezwungen, den Schönbrunner Vertrag, der mittlerweile durch Napoleons Rücksichtslosigkeit eine für Preußen noch viel ungünstigere Fassung erhalten hatte, am 25. Februar 1806 zu ratifizieren.

Die Königin litt unter diesen Verhältnissen seelisch und körperlich. Sie sagte sich, daß die Ehre Preußens in dieser Lage nicht bestehen konnte und daß es unabweisbar sein würde, zu den Waffen zu greifen. Im Gedanken an ihre Kinder und deren Zukunft fühlte sie sich verpflichtet, darauf zu dringen, daß der Ehre Genüge geschähe. Das Wunderbare ist es, daß sie es in dieser Lage verstand, das gute Einvernehmen mit ihrem Gemahl, der so zaghaft und so ganz anders handelte, als sie es gewünscht hätte, aufrecht zu erhalten. Es konnte nicht ausbleiben, daß Gerüchte über eine Störung des innigen Einvernehmens zwischen dem Königspaare

aufkamen. Und Verstimmungen hat es auch zwischen den beiden so grundverschiedenen Naturen in diesen kritischen Monaten gegeben. Aber im großen und ganzen blieb das Verhältnis zwischen ihnen ungetrübt. Darüber gibt uns ein natürlich-offenes Bekenntnis der Königin an Kaiser Alexander aus dem Mai des Jahres zuverlässige Auskunft. Sie spricht davon, daß der König ihr „mehr wie jemals die rührendste Anhänglichkeit und Freundschaft" bezeige. „Ich sage Ihnen dies, um die falschen Gerüchte zu widerlegen, als ob sich in dieser Beziehung ein unangenehmer Umschlag vollzogen hätte. Man muß Sie wie ich als gut und vollkommen kennen, um es wagen zu dürfen, dergleichen zu berühren."

Seit dem Ansbacher Zwischenfall hat Luise sich nicht abhalten lassen, die preußische Politik zu beeinflussen, wo irgend sie hoffen konnte, nützlich zu wirken. Sie kümmerte sich dabei nicht um die Geschäfte im einzelnen; denn sie hatte sehr wohl das Bewußtsein, daß dies außer ihrer Sphäre lag. Der Feldmarschall Boyen hat gemeint: „Sie faßte sehr leicht die ihr vorkommenden Gegenstände auf, doch umfaßte ihr Blick mehr den äußeren Umfang jeder Erscheinung." Vielleicht bezeichnet man ihr Wirken noch besser, wenn man behauptet, daß ihr Gefühl sie im Sinne des Dichters handeln ließ, der zu den Frauen sagt: „Richtet nur nie des Mannes einzelne Taten; aber über den Mann sprechet das richtende Wort." Politischer Ehrgeiz war ihr,

wie ihn sonst fürstliche Frauen, auch nicht regierende, so oft gehegt haben, völlig fremd. Selbst die dauernde Beschäftigung mit politischen Dingen, wie sie die jetzt hereinbrechende Leidenszeit mit sich brachte, hat bei ihr durchaus nicht Neigung für diese Dinge zu entwickeln vermocht. Aber die Not der Zeit drängte sie förmlich dazu, helfend beizuspringen, wo sie vermochte. Sie fühlte sich gleichsam von einer inneren Stimme zu dem, was sie tat, getrieben, aus Rücksicht auf ihren Mann und ihre Kinder.

Preußens Unglück war es, daß die Organisation der Verwaltung so verfehlt wie möglich war. Noch immer bestand die Kabinettsregierung, wie sie von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen geschaffen war, eine Einrichtung, die den Bedürfnissen des damaligen Preußens und jener beiden kraftvollen Herrschernaturen angepaßt erschien. Für das mächtig gewachsene Preußen und die entwickelteren Verhältnisse war sie schon an sich betrachtet ein Unding geworden. Noch mehr trat das in die Erscheinung, wenn man die Schüchternheit des Königs und die Persönlichkeit der Männer ansah, die im Kabinett saßen und Preußen sozusagen regierten. Vor allem kamen dabei in Betracht die Kabinettsräte Lombard und Beyme und der in letzter Zeit sichtlich unter Lombards Einfluß geratene Minister Graf Haugwitz. Zu diesen drei Ratgebern gesellten sich die beiden Generaladjutanten des Königs, die Generale v. Köckritz und v. Zastrow. Diese

fünf Männer übten auf König Friedrich Wilhelm einen geradezu unheilvollen Einfluß, so selbständig er auch in den meisten Dingen handelte. Sie hatten weder Charakter noch Verantwortungsgefühl und noch weniger Fähigkeit zu kraftvollen Entschlüssen. In vielen und wichtigen Fällen bewies der junge unerfahrene König durchaus mehr Einsicht in die Dinge als sie, und oft hinderte ihn nur seine Schüchternheit nach dieser seiner eigenen Einsicht zu handeln. Im übrigen richteten die Ratgeber ihre Ratschläge nur nach den Wünschen ihres Herrn ein, und dies gerade war das Verhängnis. Der beste unter ihnen war noch der Kabinettsrat Beyme. Durchaus beschränkt waren Köckritz und Zastrow. Haugwitzens Kraft war gebrochen. Der gefährlichste unter ihnen war der seichte, aber überaus schlaue französische Schöngeist Lombard, den der König ursprünglich verabscheut, der sich aber bei ihm durch seine Gewandtheit einzuschmeicheln gewußt hatte. Man versteht, daß bedeutende Männer, die in ministerieller Stellung tätig waren, es als einen unwürdigen Zustand empfanden, gleichsam als Kommis dieser mehr oder minder subalternen Kräfte zu arbeiten. Vor allem war es der Minister vom Stein, dessen Feuergeist sich gegen die Verhältnisse empörte. Aber auch andere patriotische Männer wie der Kriegsrat Friedrich Gentz empfanden seit langem das Unwürdige des Zustandes und übten an ihm die schonungsloseste Kritik. Stein unternahm es jetzt, gegen die Kabinetts-

regierung einen Vernichtungskampf zu eröffnen. Mit ihm gemeinsame Sache machte Hardenberg.

Um zu ihrem Ziele zu gelangen, suchten die beiden Staatsmänner den Einfluß der Königin auf ihren Gemahl zu benutzen, und Luise hat sich in der Tat dazu entschlossen, die so dringend nötige Operation an der Verfassung des alten Preußens zu unterstützen. Es ist ungemein lehrreich zu verfolgen, wie sie dabei zu Werke ging.

Stein wollte in seiner vulkanischen Natur gleich mit Keulenschlägen darein fahren, wie seine Denkschrift gegen die Kabinettsregierung vom April 1806 zeigt. Dies Schriftstück wurde der Königin in die Hände gespielt. Luise verschloß sich nicht der Richtigkeit der darin enthaltenen Ausführungen. Namentlich stimmte sie in der Verurteilung Lombards mit Stein überein. Während sie früher Lombards Gönnerin gewesen war, war er ihr seit dem Herbst 1805 geradezu widerwärtig geworden. Sie lehnte es aber mit aller Bestimmtheit ab, die Denkschrift des Ministers zur Kenntnis ihres Gemahls zu bringen, da die maßlosen Angriffe darin auf die Männer, die bisher des Königs Vertrauen besessen hatten, den Monarchen nur reizen konnten und notwendig das Gegenteil von dem, was Stein und Hardenberg und mit ihnen einige andere patriotische und einflußreiche Männer erstrebten, bewirken müßten. König Friedrich Wilhelm III. hat daher niemals etwas von dem denkwürdigen Aufsatze Steins erfahren.

Anders als Stein verfuhr der diplomatischer und höfischer als der Reichsfreiherr angelegte Hardenberg. Er hatte bereits seit längerer Zeit mit der Königin nähere Fühlung gewonnen und sich mehrmals durch ihre Vermittlung Unterredungen mit dem Könige unter vier Augen verschafft. Luise faßte zu ihm besonderes Vertrauen und wagte, obwohl sie dabei sehr ängstlich war und immer fürchtete, daß die Wände Ohren hätten, eine vertrauliche politische Korrespondenz mit ihm. Dabei dienten die Oberhofmeisterin, noch mehr aber das ältere Fräulein v. Viereck als Mittelspersonen. Hardenberg benutzte jetzt die Vermittlung eines Hofmannes, des Fürsten Wittgenstein, um durch die Königin in seinem Sinne zu wirken.

Luise war im Juni zur Herstellung ihrer geschwächten Gesundheit nach Pyrmont gegangen, um den dortigen Eisensäuerling zu gebrauchen. Dorthin schrieb Hardenberg nun dem Fürsten Wittgenstein, der in der Umgebung der Königin weilte, einen feinberechneten Brief, in dem er die Notwendigkeit der Beseitigung der Kabinettsregierung noch einmal auseinandersetzte und den Fürsten ersuchte, die Königin „auf den Knieen" zu bitten, die Sache wohl zu überlegen und anzugeben, welche Schritte sie für nützlich hielte. Er ließ sein eigenes, für die Königin sehr schmeichelhaftes Urteil über deren Persönlichkeit einfließen: „Sie ist für mich das Ideal der weiblichen Vollkommenheit, der Schönheit, Grazie

und aller liebenswürdigen Tugenden; auf ihre richtige Einsicht, ihren Patriotismus, ihr Ehrgefühl setze ich noch meine einzige Hoffnung." Luise las den Brief und stimmte Hardenberg bei. Nur wollte sie Haugwitz nicht unter die Reihe der zu beseitigenden Ratgeber einbezogen wissen. Vermutlich wurde sie in dieser Auffassung von Wittgenstein beeinflußt. Sie hatte auch recht, wenn sie Haugwitz für besser hielt als sein Ruf war. Der Graf war als Franzosenfreund verschrieen; die Königin wußte aber, daß man ihm damit unrecht tat. Sein Fehler war seine Schwäche, die aus allgemeiner Verbrauchtheit und Ermüdung erwuchs. Für den Fall, daß Haugwitzens Person ausgeschieden würde, sagte Luise dem Minister mit Vergnügen ihre Unterstützung bei seinen Absichten zu. „Öffentlich erscheinen" könne sie zwar nicht. Desto mehr wolle sie im Stillen wirken. Den Ministern aber gab sie einen Rat an die Hand, der recht unglücklich genannt werden muß. Sie riet, dem Könige die Angelegenheit schriftlich vorzustellen und die Vorstellung von einer Anzahl hervorragender Männer, auch von Generalen, unterschreiben zu lassen. Sie hatte ein Gefühl davon, daß sie einen gefährlichen Pfad ging, da sie Hardenberg bat, die in dieser Sache gewechselten Schriftstücke, soweit sie darin vorkäme, zu vernichten.

Die Minister ließen sich in der Tat zu dem von ihr angeratenen Schritte bewegen, wohl

weil sie auf die erfolgreiche Mitwirkung der Königin bauten. Am 2. September wurde dem Könige eine aus der Feder von Johannes Müller stammende, den Rücktritt der bisherigen königlichen Ratgeber fordernde Vorstellung überreicht, die die Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand, Stein, Hardenberg und mehrere einflußreiche Generale unterschrieben hatten. Aber man hatte sich nicht entschließen können, Haugwitz auszuscheiden, und noch weniger ihn, wie Luise es gewünscht hatte, die Vorstellung unterzeichnen lassen. Außerdem geschah die Überreichung in höchst unglücklicher Form durch einen Adjutanten Rüchels, anstatt daß dies General Rüchel selbst tat. Das ungewöhnliche Vorgehen erregte den Zorn König Friedrich Wilhelms in einer kaum dagewesenen Weise. Er empfand es nicht mit Unrecht als völlig ungehörig, von den Militärs ganz und gar disziplinwidrig. In Preußen war dergleichen bisher ganz unerhört. In dem Gefühl der Unsicherheit wegen ihrer Beteiligung und erschreckt über den Zorn ihres Gemahls, wohl auch verstimmt durch den Umstand, daß Haugwitz unter den Unterzeichnern fehlte, wagte die anwesende Königin nichts zu sagen. Die Anwesenheit eines einflußreichen Mannes wie Rüchel statt seines Adjutanten hätte ihr vielleicht noch eher etwas Mut gegeben. So schlug dieser erste Ansturm auf die Kabinettsregierung vollständig fehl. Der König dachte nicht daran, der Petition Folge zu geben, und die Militärs, vor

allem Prinz Louis Ferdinand und die Brüder des Königs, bekamen dessen Ungnade zu fühlen.

Zu ihrer Zurückhaltung veranlaßte die Königin zweifellos noch besonders ihr Bestreben, Verstimmungen mit ihrem Gemahl zu vermeiden, damit das beiderseitige herzliche Einvernehmen nicht gefährdet würde. Mit welcher Zartheit und welchem Geschick sie Friedrich Wilhelm zu behandeln lernte, dafür geben einige Briefe, die sie im Juni und Juli 1806 aus Pyrmont an ihn schrieb, beredte Proben. Sie setzte darin den Hebel an der Stelle an, wo sie ihn ansetzen mußte, um den König zu entschlossenem Handeln anzuspornen. Ein Brief Friedrich Wilhelms hatte sie benachrichtigt, daß der König eine eigenhändige Denkschrift an Kaiser Alexander gerichtet und durch den Oberstleutnant Krusemark nach Petersburg gesandt habe, worin er den Zaren um Unterstützung einer zwar entschlossenen, aber vor allem auch umsichtigen und besonnenen Verteidigungspolitik gegen Napoleon ersuchte. Luise drückte ihrem Gemahl über diese Sendung ihre Freude aus: „Tausend freundliche Betrachtungen haben sich mir da aufgedrängt. Die Wahl der Person ist vorzüglich, aber noch tausendmal mehr wert ist es, daß er eine von Deiner Hand, von Deinem Herzen und Deinem Geiste verfaßte Denkschrift mitnimmt. Das habe ich immer gewünscht, und das ist es, was nötig war. Befolge Du stets diese Methode und ich schmeichle mir, daß es niemals Verwirrung geben wird.

Überhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt. Hast Du das erst einmal gewonnen, so wirst Du sehr viel schneller zu einem Entschluß kommen, und ist der Entschluß einmal gefaßt, wirst Du strenger darauf halten, daß Deine Befehle befolgt werden. Gott hat Dir alles gegeben, den richtigen Blick, eine Einsicht, die einzig dasteht, da sie fast immer von Kaltblütigkeit geleitet wird und Du Dich nicht von der Leidenschaft hinreißen läßt oder doch nur selten, welch ein Vorzug! Ziehe Nutzen daraus und laß Deine Diener Deine Überlegenheit fühlen. Gott sei Dank, Du besitzest sie ihnen allen gegenüber."

Wenige Tage darauf berichtete sie ihrem Gatten, ganz glücklich, von einem diplomatischen Coup, den sie vollführt zu haben glaubte. Sie hatte gehofft, in Pyrmont mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen zusammenzutreffen und ihn bei dieser Gelegenheit zum Bundesgenossen Preußens zu gewinnen. Bald hatte sie jedoch Ursache zu dem Verdachte, daß er ihr aus dem Wege gehen wollte. Obwohl ihr die Person dieses eigenartigen Kleinfürsten ebenso wie sein Sohn, der eine Schwester König Friedrich Wilhelms III. geheiratet hatte, in hohem Grade widerwärtig war, überlegte sie, „daß man in diesem Augenblicke nicht an die Person denken müsse, sondern, daß es meine Pflicht wäre, Dir einen Freund mit 25 000 Mann zu erhalten. So beeilte ich mich, ihm einen äußerst höflichen

Brief zu schreiben, welchen Verdruß mir sein Podagra bereite, da es mich des Vergnügens beraubte, mit ihm mündlich von Deinen und meinen Gefühlen und meiner Dankbarkeit für die Anhänglichkeit, die er in dieser gefahrvollen Lage Dir gegenüber beweise, zu sprechen. Kurz, ich glaube die gute Meinung von meinem Geist (deren Du in Deinem letzten Briefe Erwähnung tust), der Dir, liebster Freund, stets zur Verfügung steht, nicht Lügen gestraft zu haben. Es tut mir leid, daß diese Gabe Gottes nicht größer ist, denn wie gern würde ich Dir wirklich nützlich sein. Aber, um nicht den Faden meiner Erzählung zu verlieren: eine Antwort des Kurfürsten, seine Ankunft und seine völlige Befriedigung sind die Folgen meines Schrittes, und ich schmeichle mir, daß er ganz uns gehört. Ich sagte ihm, was Du mir aufgetragen hattest und er ist in hohem Grade dankbar dafür. Er sagte gleich: ‚Alles, was Sie die Gnade haben, mir zu sagen, ist dasselbe, was Seine Majestät der König mir selbst eigenhändig auf drei Bogen geschrieben haben.‘ Das war ein Meisterstück von Dir! Ich schmeichle mir, daß seine Truppen mit den unsern vereint Wunder tun werden, um die infamen Franzosen, die über die ganze Erde Unglück verbreiten, zu Boden zu schlagen. Das Bündnis mit Sachsen entzückt mich. Gebe Gott, daß Krusemark gute Nachricht zurückbringt.“

In Pyrmont hielt sich Luise in Begleitung der Gräfin Voß, zweier Hofdamen: der Gräfinnen

Tauentzien und Truchseß-Waldburg, sowie ihres Leibarztes Hufeland auf. Sie fand dort die Gesellschaft ihres Vaters, ihres Bruders Georg, der jüngst mit dem Erbprinzen von Weimar verheirateten Großfürstin Maria Paulowna, der Kurprinzessin von Hessen und vieler anderer vornehmer Personen. Es waren noch einmal fröhliche Tage; aber über sie breiteten die kommenden Ereignisse bereits ihren düsteren Schatten. Gräfin Voß berichtet über den Aufenthalt: „Hier in dem ungezwungenen geselligen Kreise der Badegäste wurde meine geliebte Königin wahrhaft angebetet von allen, allen, die sie sahen." Luise gebrauchte den dortigen Stahlbrunnen mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit. „Ich habe," so schreibt sie an ihren Gemahl, „auch bei dem Regen die Brunnenkur wahrgenommen. Den Regenschirm in der Hand, mit geschürztem Rocke, in Schuhen mit Bauernsohlen und dabei beschmutzt wie ein Pudel." Augenzeugen schildern das damalige Äußere der Königin als statuengleich, aber holde Freundlichkeit zur Schau tragend, mit einem leisen Zuge der Wehmut um den Mund, die Augen von einem leichten Flor umschleiert. Luise spielte die Heitere und schonte sich gelegentlich nicht beim Tanzen, so daß die gestrenge Oberhofmeisterin sie bitten mußte, innezuhalten. Die Nachrichten von der Bildung des Rheinbundes beunruhigten sie lebhaft. Schwere Sorgen überkamen sie, daß man auch Preußen den Anschluß an dies Staatengebilde zumuten würde. Ihr

Stolz empörte sich dagegen, daß das „Blut Friedrichs Vasall Bonapartes" werden sollte. „Niemals!" rief sie aus. Währenddessen wurde von Preußen der Krieg beschlossen. Die letzten Tage in Pyrmont war Luise ganz von dem Gedanken an den Krieg erfüllt und sprach sich mit dem Herzog Peter von Oldenburg und dem Fürsten Georg von Waldeck darüber aus, voller Zuversicht auf die Tüchtigkeit des preußischen Heeres. Allerdings verhehlte sie sich nicht, daß der Kampf schwer und blutig sein würde. Vor Jahren hatte Joh. Heinrich Schröder hier in Pyrmont ein überaus reizvolles Pastellbild der Königin gemalt, das sie im Profil in weißem Kleide mit einem blauen Schal über der Schulter zeigt. Der damalige kindlich-sorgenfreie Ausdruck ihres Antlitzes begann jetzt zu schwinden.

Die Bewegtheit ihrer Seele in jenen Tagen zeigt sich in einem ihrer Briefe an den Gemahl: „Du hast auf mein Herz unantastbare Vorrechte und ich setze mich sofort über alles hinweg, wenn es sich um Dich handelt. Ja, mein teurer Freund, meine Liebe für Dich ist ohnegleichen, dann kommen meine Kinder und der Staat," und nun fällt sie aus dem Französischen ins Deutsche: „und mein Leben ist nichts. wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein bester Freund, daraus entstehen könnte. Mein Vater liegt zu Deinen Füßen, es heißt, Du kämst her, sagt er eben, und er ruft mit mir Amen, Amen! Wenn

das wäre: Ich bin an Deinem Herzen und gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine Luise."

Um am Geburtstag des Königs zugegen zu sein, traf sie, banger Ahnungen voll, am 31. Juli wieder in Charlottenburg ein.

2. Der Zusammenbruch.

Wenn Luise darauf hoffte, daß Alexander, der „einzige zuverlässige Freund" Preußens „in dieser elenden Welt", wie sie sagte, mit starker Macht zu Preußens Hilfe herbeieilen würde, so war das irrig. Die Diplomatie Napoleons hatte dafür gesorgt, daß das ohnehin schon geschwächte Rußland nur noch an ein Eingreifen mit halber Kraft denken konnte. Die ungeschickte Leitung der preußischen Politik besorgte das weitere, um Preußens Niederlage unvermeidlich zu machen. Luise hat in dieser Lage, ermutigt durch die Freundin Steins, Frau v. Berg, geborene Gräfin Häseler, die ihr in den letzten Jahren nahe getreten war, Einfluß auf den Gang der Geschäfte zu gewinnen gesucht. Haugwitz selbst schlug, um sie auf seine Seite zu bringen, dem Könige unter Anerkennung ihrer Einsicht vor, sie an den Beratungen teilnehmen zu lassen. Dazu kam es freilich noch nicht. Wohl aber ließ Luise keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie die kriegerische Entscheidung für dringend geboten hielte.

Ängstliche und hoffnungsvolle Stimmungen wogten in ihr auf und ab. Angesichts des schönen preußischen Heeres und der Siegeszuversicht, die sie bei diesem zu bemerken glaubte, redete sie sich Mut ein. Im März hatte der König sie zum Chef eines der berühmtesten Reiterregimenter, der Ansbach-Bayreuther Dragoner, ernannt. Damals lernte Luise dessen Offiziere, unter ihnen den Leutnant v. Schill kennen. Im September beim Durchmarsch des Regiments durch Berlin empfing sie die Truppe in deren Uniform, setzte sich an die Spitze und führte sie zum Brandenburger Tore hinaus. Kurz vor dem Ausmarsch des Heeres veranstaltete sie noch in den Orangeriesälen zu Charlottenburg einen großen Hofball, zu dem wochenlang vorher eine Quadrille eingeübt worden war. Die Gräfin Schwerin berichtet glaubwürdig, daß über dem ganzen Fest eine gedrückte Stimmung gelagert hätte. „Man erzählte sich, wie ehemals Friedrich II. auch von einem Hofball zu einem Feldzuge aufgebrochen sei, und doch fühlte man, daß es hier anders sei."

Am 21. September begleitete Luise ihren Gemahl mit hinaus ins Feld. Man fuhr zunächst nach Naumburg, von wo aus das Kriegsmanifest des Königs an Napoleon erging, verfaßt von dem in allen Sätteln der Dialektik gerechten Lombard, ins Deutsche übertragen von dem großen Publizisten Friedrich Gentz, der damals bereits in österreichischen Diensten stand. Am

4. Oktober brach man von Naumburg nach Erfurt auf. Dort lernte Luise Gentz kennen und hatte mit ihm eine längere politische Unterredung, teils wohl um aus dem Munde des beredten Mannes Ermutigungen zu hören, dann aber auch, um durch ihn auf die Stimmung Österreichs einzuwirken, das Haugwitz vergeblich für den Kampf zu gewinnen gesucht hatte. Gentz war überrascht über die Vertrautheit mit den politischen Verhältnissen, die die Königin verriet. Es war ohne Zweifel wahr, wenn sie angesichts der bereits in der französisch gesinnten Presse wegen ihrer Parteinahme für den Krieg beginnenden Angriffe, die sie empfindlich berührten, dem Publizisten beteuerte, sie hätte nie danach gestrebt, eine politische Rolle zu spielen. Unumwunden aber gab sie zu, daß sie für den Krieg gewesen wäre, den die Ehre Preußens erfordert hätte. Ganz im Sinne von Gentz redete sie eindringlich einem Zusammenschlusse aller derer, „die sich des deutschen Namens rühmten", das Wort. Darin erblickte sie das wirksamste Rettungsmittel.

Die vom Könige, dem die Begleitung seiner Gemahlin auf allen seinen Wegen gleichsam ein Bedürfnis geworden war, selbst veranlaßte Anwesenheit der Königin im Feldlager fand dort geteilte Beurteilung. Sie war auch zweifellos unangebracht; denn die Königin wurde dadurch den allergefährlichsten Lagen ausgesetzt. Es scheint, als wenn ein Mann, der später noch

einmal einen bedenklichen, die Königin angehenden Rat gab, den König hier ungünstig beeinflußt hat: der General Graf Kalckreuth, der, als der Plan der Abreise der Königin auftauchte, Gentz bat, wenn er irgend Gelegenheit dazu hätte, dagegen zu sprechen. „Ich weiß, was ich bitte," äußerte er zu Gentz, „ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht." Und Luise selbst hegte die Empfindung, daß ihre Anwesenheit etwas Beruhigendes für den König hatte. Außerdem war sie mit ihrer ganzen Seele zu sehr bei den Ereignissen, um zurückbleiben zu können. Sie sträubte sich daher gegen die ihr angesonnene Rückkehr nach Berlin und erklärte: „Ich werde den König nicht eher verlassen, als bis er es wünscht."

Die Ärmste übersah die Lage nicht. Sie sollte jäh aus allen Illusionen gerissen werden.

In Blankenhain, wo sie am 10. Oktober eintraf, empfing sie noch an demselben Abend die Schreckenskunde vom Heldentode Prinz Louis Ferdinands. Sie hatte auf den Prinzen die größten Hoffnungen gesetzt, der aber hatte im Vorgefühl, daß der Krieg ein unglückliches Ende nehmen würde, den Tod gesucht. Jetzt begann auch Luise das kommende Unheil zu ahnen. Sie verließ in der Frühe des 11. Oktobers Blankenhain, um sich nach Weimar zu begeben. Dort zog sich mittlerweile die preußische Hauptarmee zusammen. Die Königin war Zeuge der daselbst herrschenden Ratlosigkeit. Am 13. brach sie mit

ihrem Gefolge auf, um ihrem Gemahl auf der Straße nach Auerstädt zu folgen. Schon sah sie das Schloß Eckartsberga in der Ferne auftauchen, da ritt plötzlich der Oberbefehlshaber der preußischen Truppen, der Herzog von Braunschweig, finstern Gesichts heran und rief: „Was tun Sie hier, Madame? Um Gottes willen, was tun Sie hier?" Luise erwiderte: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier hinter dem Heere, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen müßte, auch nicht mehr sicher ist." „Aber mein Gott," war die Antwort des Herzogs, „sehen Ihre Majestät das Schloß Eckartsberga vor sich? Dort sind die Franzosen. Morgen wird es hier eine blutige Schlacht geben. Hier kann Ihre Majestät nicht bleiben, es ist unmöglich." Die Königin mußte umkehren. Der König, der in der Nähe war und an den sie sich wandte, vermochte nur zuzustimmen. Tief bewegt nahm er mit einem Händedruck von ihr Abschied. Luise fuhr mitten durch das Kriegsgetümmel zurück nach Weimar. „Das war ein furchtbarer Augenblick," verzeichnete die Oberhofmeisterin in ihrem Tagebuch. Er wirkte auch entmutigend auf die Truppen, denen dadurch die gefährdete Lage verraten wurde. In Weimar mußte General Rüchel, da die Straßen bereits allerorten durch französische Truppen bedroht waren, einen Umweg angeben, auf dem sich die Königin mit einiger Sicherheit retten konnte. Am Abend fand Luise noch die Ruhe und den

Entschluß, an ihren Gemahl ein Schreiben zu richten, durch das sie sein Selbstvertrauen zu heben suchte.

Im Morgengrauen des 14. Oktobers fuhr die hohe Frau mit ihren Damen von Weimar ab. Während ihr Wagen über die Landstraße rollte, fielen die eisernen Würfel über Preußens Geschick. Der Donner der Kanonen, unter dem das rostig gewordene Instrument der preußischen Größe zertrümmert wurde, schlug an das Ohr der geängstigten Frauen. Gleich hinter Weimar brach der Wagen. Luise stieg nun mit der Gräfin Tauentzien in die offene Kalesche des ihr folgenden Kammerherrn v. Buch und fuhr, da jeden Augenblick eine Überraschung durch den Feind zu gewärtigen war, in stürmischer Hast weiter über Erfurt, Langensalza und Mühlhausen nach Heiligenstadt, wo im Hause eines Subalternbeamten übernachtet wurde. Am nächsten Tage gelangte man bis Braunschweig. Von dem Ausgang der Schlacht lag noch keine bestimmte Nachricht vor. Erst in Brandenburg, wohin man in der Frühe des 17. von Tangermünde aufgebrochen war, erreichte sie die Schreckenskunde. Der Adjutant des Königs, Oberst v. Kleist, der spätere Graf Kleist v. Nollendorf, teilte sie ihr brieflich mit. Trotz des namenlosen Schmerzes, den sie empfand, suchte sie ihre Fassung zu behaupten. Im Geiste Friedrichs des Großen, der es als einen der obersten Lehrsätze für den Feldherrn hinstellte, seinen

Truppen niemals eine sorgenvolle Miene zu zeigen, äußerte die tapfere Fürstin zur Gräfin Tauentzien: „Wir wollen uns nur recht zusammennehmen, um nicht diesen Schreck in Berlin zu verbreiten." Als sie am Abend des 17. in der Hauptstadt anlangte, erwartete sie dort bereits der Minister Graf Schulenburg-Kehnert und erklärte ihr, daß sie am nächsten Morgen eiligst weiter fahren müsse — nach Stettin. Noch ließ die edle Frau den Mut nicht sinken. Sie erfrischte sich an der stürmischen Begeisterung, die die Berliner für sie an diesem Tage bezeigten. Wieder schrieb sie an den Gatten: „Du hast noch Truppen, und das Volk ist bereit, alles zu tun." Mit der Viereck und der Tauentzien reiste sie in tief niedergedrückter Stimmung ab. Ihre Söhne waren bereits unter Delbrücks Obhut nach Schwedt vorausgeschafft worden. Dort traf Luise sie wieder. Es war eine erschütternde Szene. „Ihr seht mich in Tränen," rief sie ihnen zu. „Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen müssen." Unauslöschlich prägte sich den Knaben der Augenblick ein. Als Kaiser noch hat der damals neunjährige Prinz Wilhelm jene Worte aus der Erinnerung niedergeschrieben. Noch von andern Worten, die die Königin in jener Stunde gesprochen hat, wird uns berichtet. Sie klingen nicht unähnlich ihrem Geiste. Vor allem sieht es ihr ähnlich, wenn

sie mahnend zu ihren Söhnen sprach: „Werdet Männer und geizet nach dem Ruhm großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Nachkommen des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat."

Am 19. traf man in Stettin ein. Die trübe, mutlose Stimmung, die sich der Königin zu bemächtigen gedroht hatte, begann wieder zu weichen. In einem hinreißend schönen Schreiben an ihren Gemahl suchte sie jetzt abermals mit flammenden Worten seinen Mut aufzurichten: „Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden. Der Augenblick ist kostbar, handle, wirke, schaffe, überall wirst Du im Lande guten Willen und Unterstützung finden." Der allgemeine Zusammenbruch erregte in Stettin die Volksleidenschaft in hohem Maße und, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die Menge suchte sich eine Persönlichkeit aus, die sie für das Unheil verantwortlich machen konnte. Der Sündenbock wurde diesmal der Kabinettsrat Lombard, der allgemein des Verrats beschuldigt wurde. Auch ein geistig freier Kopf, wie der große Historiker Barthold Georg Niebuhr war dieses Glaubens. Von Verrat kann bei Lombard freilich nicht die Rede sein, wenn dieser franzosenfreundliche, charakterlose Mann auch nicht von einer Schuld an der verhängnisvollen Politik

Preußens freizusprechen ist. Lombard hatte sich gerade vor der Volkswut von Berlin nach Stettin geflüchtet, als die Königin dort eintraf. Da sind es zwei fürstliche Frauen, neben der Schwägerin der Königin, Prinzessin Wilhelmine von Oranien, vornehmlich die Gemahlin des Erbprinzen von Weimar, Großfürstin Maria, die Mutter der späteren deutschen Kaiserin Augusta, gewesen, die, angesteckt durch die allgemeine Erregung, von der Königin die unverzügliche Verhaftung des Kabinettsrats verlangten. Luise sträubte sich dagegen und wandte ein, daß man keine Beweise für seinen Verrat habe. Es gelang den beiden Prinzessinnen jedoch sie einzuschüchtern, zumal sie anführten, daß der Kabinettsrat durch die Verhaftung der Volkswut entzogen werden würde. Unter diesem Gesichtspunkt ordnete Luise am Morgen des 20. Oktober die Festnahme an. Trotzdem wurde Lombard schmählich mißhandelt.

Unterdes erfuhr die Königin, daß ihr Gemahl in Küstrin sei und sie dort erwarte. Sie machte sich daher noch am selben Tage dorthin auf den Weg. Der Stettiner Kaufmann v. Essen diente dem Kutscher als Führer. Ihr selbständiges Vorgehen gegen den alten Ratgeber ihres Gemahls bereitete ihr nachträglich schwere Gewissensbedenken. Sie erleichterte ihr Herz, indem sie Hardenberg, den sie auf der Fahrt nach Küstrin in der Nähe des Städtchens Bahn traf und den sie in ihren Wagen zu steigen veranlaßte, Mitteilung von dem Vorgefallenen

machte. Hardenberg, der Lombards Einfluß heftig bekämpft hatte, erkannte jedoch sofort, daß hier eine Übereilung vorlag, und sah voraus, daß der Schritt der Königin Unannehmlichkeiten beim Könige bereiten würde. Er behielt recht. Luise fand selbst erst nach zwei Tagen den Mut, ihrem Gemahl den Vorfall zu erzählen, und König Friedrich Wilhelm verfügte darauf augenblicklich die Freilassung Lombards. Auch die Hoffnung der Königin, daß Hardenbergs Rat dem Könige in der kritischen Lage erwünscht sein würde, erfüllte sich nicht. Hardenberg brach daher bald wieder von Küstrin auf und richtete einige Tage später aus Marienwerder ein längeres Schreiben an die Königin, in dem er vor allem ihren Mut zu heben suchte, die kleinmütige Haltung des damaligen Hauptberaters des Königs, Beyme, geißelte und auf den Patriotismus sowie auf den Opfermut hinwies, dem er allenthalben im Lande begegnete. Schrieb doch auch Niebuhr in diesen Tagen angesichts der Volksstimmung aus Stettin: „Wenn Du dieses Volk kennteſt, Du würdeſt es Deiner Liebe wert finden. Mit einem großen Sinn geleitet, wäre dies Volk der ganzen Welt unbezwingbar geblieben, und wie sturmschnell auch die Flut unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück." In diesem Patriotismus und in der Unterstützung der Nachbarn, so tröstete Hardenberg die Königin, lägen noch große Hilfsquellen. Ein Zettel der Viereck gewährte dem Minister

die Gewißheit, daß seine Zeilen bei seiner Herrin auf guten Boden gefallen waren.

Unterdessen setzte Luise ihre eilige Flucht weiter fort. Das Ungemach häufte sich. Zu dem nationalen Unglück kam die Sorge um die schwere Erkrankung ihrer Tochter Alexandrine, die unter der Obhut der Oberhofmeisterin geblieben war. Es kam die Nachricht von der kopflosen Waffenstreckung Hohenlohes bei Prenzlau. Als das königliche Paar am 3. November in Graudenz angelangt war, traf dort die Kunde von der schmählichen Übergabe Küstrins ein. Tags vorher hatte man die Nachricht von dem Fall Stettins erhalten. Überall lieferten die Kommandanten feige die ihnen anvertrauten Festungen aus. Nichts schien mehr festzustehen im preußischen Staate. Luise suchte vergeblich nach Sammlung oder doch Zerstreuung. Das Schlimmste war, daß jetzt auch ihre eigene Person, ihr Heiligstes, ihre Ehre vor aller Welt angegriffen wurde.

Napoleon hatte bereits auf dem Leibe Prinz Louis Ferdinands von Blut getränkte Briefe gefunden, die ihm bewiesen, daß die Königin, wie er ja auch schon aus den Berichten seiner Gesandten wußte, zum Kriege gedrängt hatte. Dies hatte er schon am 12. Oktober benutzt, um sie in einem Bulletin vor der Welt anzuklagen und ihre Liebe zu ihren Untertanen zu verdächtigen. Damit war jene Reihe von unritterlichen Angriffen auf die Königin eröffnet, die nur die

Gemeinheit gebären konnte. Instinktiv fühlte Napoleon, daß dies schwache Weib in seiner sittlichen Hoheit und seinem Gefühl für nationale Ehre in diesem Preußen ihm am gefährlichsten werden konnte. Darum verfolgte er sie mit satanischem Hasse. Am Tage der Schlacht mußten seine Husaren auf die fliehende Königin fahnden. Er hätte gar zu gern den Triumph ihrer Gefangennahme erlebt. Ein Hochgefühl war es für ihn, im Schlosse von Weimar sein Quartier aufzuschlagen, wo Luise noch eben geweilt hatte. Von Weimar aus hatte er am 17. Oktober die Unverschämtheit, die gebeugte Frau in seinen Veröffentlichungen mit den Worten zu beleidigen: „Sie ist eine Frau mit hübschem Gesicht, aber von wenig Geist, die nicht fähig war, die Folgen ihres Tuns zu übersehen.“ Heuchlerisch setzte er hinzu: „Man darf sie jetzt nicht anschuldigen, sondern kann sie nur beklagen. Denn sie muß Gewissensbisse empfinden über die Leiden, die sie über ihr Vaterland gebracht und den Einfluß, den sie auf ihren Gemahl geübt hat.“ Dann aber folgte von Potsdam aus am 25. Oktober die gröbste Beschimpfung: „Das Ergebnis des famosen Schwures über dem Grabe des großen Friedrich am 4. November 1805 ist die Schlacht bei Austerlitz und die Räumung Deutschlands von den Russen gewesen. Man fertigte achtundvierzig Stunden später darüber einen Kupferstich an, den man in allen Läden sieht und der selbst das Gespött der Bauern erregt. Man sieht dort den

schönen Kaiser von Rußland und neben ihm die Königin, auf der andern Seite den König, der die Hand über dem Grabe des großen Friedrich erhebt. Die Königin selbst, in einen Schal gehüllt, ungefähr wie die Londoner Kupferstiche die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den Kaiser von Rußland zu betrachten. Man begreift nicht, wie die Berliner Polizei die Verbreitung einer solchen erbärmlichen Satire zulassen konnte. Jedenfalls konnte der Schatten des großen Friedrich nur empört über diese skandalöse Szene sein." Schlimmer konnte die Königin nicht beleidigt werden als durch den rohen Cynismus, der in diesen Worten lag. Das Bulletin wurde in Berlin überall auf Napoleons Befehl angeschlagen. Die in seinem Solde in Berlin erscheinende Zeitung des Juden Julius Lange, der Telegraph, tat das ihrige, um die Beleidigungen der Königin noch zu vermehren. Dort wurde sie als die Kriegsfurie Preußens geschildert, als die „Armida", die im Wahnsinn ihren eigenen Palast angezündet hätte: elle voulait du sang. Ein andermal wurde sie mit Helena verglichen, die durch ihre verhängnisvolle Schönheit alles Unheil über Troja gebracht hätte. Das Unglück wollte es, daß man der Königin diese Schmähungen nicht vorenthielt. Luise geriet in eine namenlose Aufregung, der sie immer aufs neue unter strömenden Tränen Ausdruck gab. Sie wiederholte sich wieder und wieder die Worte Napoleons zornbebend. Die Bemühungen ihrer

Umgebung, sie zu beruhigen, blieben fruchtlos. Ihr ganzer furchtbarer Schmerz drängt sich zusammen in dem flammenden Zornesruf, der sich in einem Briefe an die Gräfin Voß findet: „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!“

Mit Entrüstung erfuhr sie davon, wie sich die Adjutanten Napoleons auf den Sofas in ihren Charlottenburger Salons mit ihren Stiefeln breit machten und wie Denon die ihr lieb gewordenen Kunstwerke aus den preußischen Schlössern fortführte. „Auch ein Stück von meinem Herzen,“ schrieb sie. Sie merkte, wie sie rasch abmagerte und elend wurde, eine Folge ihrer Tränen, schlaflosen Nächte, der Aufregungen aller Art und der verzehrendsten Sorgen. Dazu bekam sie bald von ihrer Umgebung Vorwürfe deswegen zu hören, daß sie zum Kriege gedrängt hatte. Wir wissen nicht, wer ihr diese Vorhaltungen gemacht hat. Sollte es der König selbst gewesen sein, der in dunklen Stunden verzagtesten Kleinmuts dies getan hat, es wäre menschlich, aber nichtsdestoweniger unrecht gewesen. In dieser Lage mußte die Königin den Vorwurf doppelt empfinden. Noch nach Jahren rechtfertigte sie sich gewissermaßen vor sich selbst, indem sie ihrem Bruder Georg schrieb: „Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft — **nicht** aber das Prinzip der Hand-

lung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligten."

Auch in dieser traurigen Lage vergaß sie nicht einen Augenblick, was die Ehre gebot. So war sie schon vor dem förmlichen Abschluß des Waffenstillstandes, den Napoleon Preußen aufzuzwingen gedachte, davon durchdrungen, daß der König ihn nun und nimmer genehmigen dürfe. Ein angesehener Historiker nimmt an, daß Stein den gleichsam apathischen König zur Verwerfung des Waffenstillstandes bestimmt habe. Warum sollte es nicht auch Königin Luise gewesen sein? Schon in Graudenz hatte sie sich entschieden für Ablehnung der Bedingungen Napoleons ausgesprochen. In Osterode rang sich der König am 22. November endlich zu dem Entschlusse durch. Tags darauf richtete er an den Zaren einen Brief, in dem er sich ganz in dessen Arme warf. Luise aber schrieb zur selben Zeit, wie die Gräfin Voß meldet, „einen herzzerreißenden Brief" an ihre Schwester Friederike, die nach wie vor ihrem Herzen am nächsten stand. Könnten wir den Inhalt dieser Schreiben aus jener Zeit erfahren!

Trost suchte sie in diesen Tagen in der Religion. In Marienwerder, so wird berichtet, sang sie am Klavier Paul Gerhardts glaubensstarkes Lied: „Befiehl du deine Wege." So mag sie damals auch ihr Lieblingslied, das fälschlich der Gemahlin des Großen Kurfürsten, der Oranierin Luise Henriette, zugeschriebene „Jesus meine Zu-

versicht“ angestimmt haben, von dem sie gesagt hat: „Es hallet fort durch der Zeiten Räume und Wechsel von Jahrhundert zu Jahrhundert; so oft man es in der Kirche, an Sterbebetten, an Särgen und Gräbern hört, ist es immer wieder neu in dem Trost und Frieden, den es in sich trägt und gibt.“ Trost gewährten ihr auch einige Bücher, die sie auf ihrer Fahrt begleiteten. So hat sie damals im Wilhelm Meister Beruhigung der Seele gefunden. Indem sie am 5. Dezember zu Ortelsburg das Klagelied des Harfners in eins ihrer Taschenbücher eintrug, bekannte sie, daß ihr zumute war, wie dem Helden des Romans selbst, als er diese ergreifenden Klänge in sich aufnahm:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

„Alles, was in meinem Herzen stockte, hast du losgelöst,“ konnte sie zu Goethe sagen. Ihr Empfinden verriet ihr, daß diese Zeit der Tränen, die über Preußen hereingebrochen war und von der sie jetzt mehr als alle andern heimgesucht wurde, von den himmlischen Mächten geschickt war. Der große Seelenkünder Goethe lehrte die

Arme fühlen, daß diese kummervollen Nächte nicht unverschuldet waren, daß diese Pein, der sie mit ihrem Haus und Volk überlassen war, nur die tiefe Lebenswahrheit bekräftigte: alle Schuld rächt sich auf Erden. Sie begann zu begreifen, daß auch sie, die so sorglos fröhlich in den Tag hineingelebt hatte, als wenn auf dieser Erde immer nur eitel Sonnenschein herrschen könnte, an dem jähen Zusammenbruch nicht ganz unschuldig war, daß ihr Preußen einer Reform des Leibes und der Seele so dringend bedurfte wie des lieben Brotes. Sie fühlte sich geläutert und gehoben in dieser ihr durch ihr Empfinden vermittelten Erkenntnis. In jenen Seelenkämpfen gewann ihr Leben einen neuen, reicheren Inhalt. Seitdem wurden in ihr Kräfte ausgelöst, wie sie sich in dieser Stärke noch nicht bei ihr gezeigt hatten, vor allem eine unvergleichliche, durch nichts zu entmutigende Hingabe an den Staatsgedanken. Indem sie um der großen Sache des Vaterlandes willen ihr eigenes Selbst vergaß und darin ihre Seligkeit fand, sollte diese Frau in den kommenden bitteren Stunden den Männern das leuchtendste Beispiel geben.

Mit Jubel erfaßte der größte der damals lebenden Dichter Preußens, Heinrich v. Kleist, der Luise in jener Zeit nahe trat, sofort die Veränderung, die sich in ihrem Wesen vollzog, wie seine Worte über sie in einem Schreiben an seine Schwester Ulrike vom 6. Dezember zeigen: „In diesem Kriege macht sie einen größeren Gewinn,

als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Aber noch lastete des Geschickes Hand schwer auf ihr. Die Aufregungen dieser Monde waren zu furchtbar gewesen, als daß sie nicht auch den Körper ernstlich in Mitleidenschaft hätten ziehen müssen. Das Nervenfieber, das damals alle Welt erfaßte, in Luisens Umgebung zuerst ein Kind der Prinzessin Wilhelm ergriff, dann den dritten Sohn der Königin Prinz Karl dem Tode nahe brachte, warf endlich auch sie in Königsberg, wo sie am 9. Dezember eingetroffen war, aufs Krankenlager. Wochenlang schwebte sie in der größten Gefahr. „Nie werde ich die Nacht des 22. Dezember vergessen," schrieb der treue Hufeland in seinem Tagebuch, „wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß." Als die Krisis der Krankheit glücklich überwunden war, erscholl die Schreckenskunde,

daß die Franzosen sich Königsberg näherten. Da erklärte Luise feierlich: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen."

So kam es zu jener drei Tage und drei Nächte währenden Flucht über die Kurische Nehrung nach Memel, die uns ganz sagenhaft anmutet. Todkrank wie die Königin war, mußte sie in ihren Wagen getragen werden. „Matt und entkräftet lag die schöne Gestalt in dem Sessel, das himmlische blasse Gesicht sah man nur wenig durch den übergeworfenen Schleier, langsam wurde sie die breiten Schloßtreppen hinuntergetragen," schreibt die Hofdame Gräfin Truchseß, und der Arzt berichtet: „Wir brachten die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Quartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung – ich dabei in der beständigen und ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle." In Memel angekommen – es war am 8. Januar 1807 – wurde sie in Ermanglung eines Sessels von einem Bedienten auf dem Arm getragen in dasselbe Haus, in dem sie vor fünf Jahren gewohnt hatte. Es zeigte sich jetzt, daß die Seeluft ihre Gesundheit wunderbar gestärkt hatte. Allmählich erholte sie sich.

In diesen Tagen der schweren Krankheit der Königin war zwischen dem König und dem größten der Männer, über die Preußen verfügte, dem Freiherrn vom Stein, weil der König die Kabinettsregierung nicht aufgeben wollte, jener unselige Riß eingetreten, dessen Heilung unmöglich schien. Das Steuerruder war darauf in die Hände von Männern gefallen, die einsichtige preußische Patrioten nur mit der größten Sorge schalten sehen konnten. Luise hatte sich in den ersten Dezembertagen, dabei beeinflußt durch russische Ratschläge, der Ansicht genähert, daß Stein jetzt der beste Mann für die Leitung der Geschäfte wäre. Vor allem war es ihr klar geworden, daß der König sich anderen Ratgebern anvertrauen müsse. Inzwischen war gerade das Gegenteil eingetreten von dem, was sie erstrebt hatte. Das gab freilich Grund, die Dinge trüb anzusehen. Ihrer Freundin, der Frau v. Berg, hat Luise ihr Herz ausgeschüttet, als Stein so „ganz unwürdig untergehen mußte“. Das Ereignis lastete lange schwer auf ihrer Seele.

Ein schwacher Lichtstrahl war es, als in den Tagen der Gesundung der Königin auch wieder eine Siegespost eintraf, die von Eylau (7. und 8. Februar). Gleich darauf sah sich Friedrich Wilhelm aufs neue vor eine bedeutungsvolle Entscheidung gestellt. Unter der Einwirkung von Eylau suchte Napoleon ihn gegen günstige Bedingungen zum Friedensschluß zu verlocken, um die Arme gegen Alexander frei zu bekommen.

Für Luise stand es fest, daß von Frieden keine Rede sein dürfte, und demgemäß bat sie ihren Gemahl und Hardenberg, der in dieser Stunde wieder zu den Geschäften hinzugezogen wurde, flehentlich, der Versuchung zu trotzen. Als Napoleons Abgesandter Bertrand sie im Auftrage des Kaisers zu bestimmen suchte, ihren Einfluß zur Herbeiführung des Friedens geltend zu machen, benutzte sie die Gelegenheit, um ihren Peiniger mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und antwortete sanft und stolz zugleich: „Die Frauen haben nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen.“ König Friedrich Wilhelm faßte trotz der schwächlichen Haltung einiger seiner Ratgeber, besonders des Generals v. Zastrow, den großartigen Entschluß, dem Zaren weiter treu zur Seite zu stehen. In kindlich gläubiger Zuversicht schrieb Luise da: „Das wird Preußen einst Segen bringen!“ So schwer sie sich dabei über die nächste Zukunft täuschte, so viel innere Wahrheit lag aber doch auch in diesem Ausruf. Denn die Ehrenhaftigkeit, die König Friedrich Wilhelm bei diesem Entschlusse bewies, hat ihre Früchte getragen in der Erhebung des preußischen Volkes. Diese auch sonst beobachtete Ehrenhaftigkeit des Königs vermochte Heinrich v. Kleist zu der Anrede an Friedrich Wilhelm zu begeistern:

Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben
Und Sieger wärst Du auf dem Schlachtfeld blieben.

Gerade durch das von dem Königspaare gegebene Beispiel sittlicher Hoheit empfingen die

moralischen Kräfte in der Nation, die diese Erhebung herbeiführten, einen Sporn ohnegleichen zur eigenen Betätigung.

Zunächst übte die Hochherzigkeit des Königs auf den Zaren die beste Wirkung. Es fand bald nach der Genesung des auch vom Nervenfieber ergriffenen jungen Prinzen Wilhelm und des am Scharlachfieber erkrankten Kronprinzen wieder ein Zusammentreffen des Königspaares mit Alexander statt, bei dem dieser und sein Bruder Konstantin sich in Liebenswürdigkeit überboten. Freilich war die Reise nach Kydullen am Njemen, in der Nähe der heutigen russischen Grenze, wo der Zar den preußischen Freunden seine Garden vorführte, für Luise mit ungewöhnlichen Strapazen verknüpft, weil die Wege in einem fürchterlichen Zustande waren und das Wetter aller Beschreibung spottete. Die Pferde ihres Wagens verschwanden im Kote, und mit Mühe konnten die Insassen gerettet werden. „Ich bin hier, weil Gott es gewollt hat, denn eigentlich hätte ich unterwegs umkommen müssen," schrieb Luise von Königsberg aus, wohin sie sich jetzt begab, an ihre chère Voto und bekannte, daß sie „mehr tot als lebendig" sei und dringend der Erholung bedürfe. Aber die Tage in Kydullen (vom 4. bis 10. April) waren ihr doch eine Herzstärkung gewesen. Dort hatte Alexander in seiner theatralischen Art, die der treuherzige Sinn der Königin noch immer nicht zu durchschauen vermochte, den König mit den

Worten umarmt: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ Wenige Tage darauf wurde dieser Freundschaftsbund durch den Vertrag von Bartenstein besiegelt, in dem sich der russische Herrscher verpflichtete, Preußen die verlorenen Landesteile oder volle Entschädigung dafür zu verschaffen. Mit überströmender Herzlichkeit dankte die Königin dem Zaren.

Während ihres vorübergehenden Aufenthaltes in dem von Verwundeten und Kranken überfüllten Königsberg, der fast zwei Monate währte, war es für sie eine innige Freude, mit ihrer Schwester Friederike zusammen sein zu können. Da das Schloß ihr unbehaglich war, zog sie ganz zur Prinzessin Solms in deren bescheidene Behausung. Das Glücksgefühl dieses Zusammenseins wurde noch vermehrt durch unzählige Beweise der Liebe von nah und fern. Laut jubelte sie: „O wie süß, so geliebt zu werden!“ Aber sie zwang sich, diese glücklichen Tage „nicht als Belohnung vergangener unglücklicher Zeiten anzusehen“, sondern „als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglücksfällen“. Sehr bald trat ein solcher neuer Unglücksschlag ein. Noch eben hatte sie ihrer Freude über die allenthalben sich neu regende Widerstandskraft Ausdruck gegeben, über die Sendung des „vortrefflichen“ Blücher nach Pommern, über die tapfere Verteidigung von Graudenz und Kolberg, vor allem aber über die heldenmütige Gegenwehr von Danzig

und gerufen: „Nur durch Beharrlichkeit kann man siegen, davon ist nun alles überzeugt!“, da kam die Nachricht von dem Falle Danzigs (24. Mai). Lebhaft wie sie war, empfand Luise alle Schicksalsschläge besonders stark: „Es ist keine nuance, die ich nicht zergliedert empfinde,“ schrieb sie und so brach ihre Trauer über den neuen Verlust stürmisch durch: „Danzig! Danzig! ist dahin, seit gestern in französischen Händen! in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen!“ Das Verhalten des Kommandanten von Danzig, des Generals Kalckreuth, schien ihr kläglich. „Wo sind die Feldherrn hin, die sich im Siebenjährigen Kriege unsterblich machten!“ rief sie aus.

Noch setzte sie ihre Hoffnungen auf die „vortreffliche russische Armee“. Schon aber regte sich in ihr der Unwille gegen den Führer dieses Heeres, den General Bennigsen, in dessen Macht es gelegen hätte, Danzig zu retten, der jedoch sträfliche Saumseligkeit gezeigt habe. „Noch“ wollte sie sein Verhalten nur als „Apathie“ bezeichnen, obwohl sie wie auch Blücher den Verdacht hegte, daß es von üblem Willen diktiert sei. Aus diesem Grunde führte sie in einem beweglichen Schreiben an den Zaren Beschwerde gegen den General und wollte Alexander bewegen, selbst den Befehl über das russische Heer zu übernehmen. Doch hielt Hardenberg, dem sie ihren Brief vor der Absendung zur Begutachtung vorlegte, es für geraten, einen solchen

Wunsch lieber nicht auszusprechen, und so wurde die betreffende Briefstelle abgeändert. Luise baute darauf, daß Alexander, dieser „gute Engel", „dem wir uns mit Leib und Seele verschrieben haben", ohne den nichts geschehen könne, dem General das Gegengewicht halten würde. Sie vermochte keine Hoffnungen auf Österreich zu setzen, das Hardenberg in eine allgemeine Erhebung hineinzuziehen gedachte. „Österreich hat der Schlag gerührt," sagte sie. Auch auf England und Schweden wagte sie kaum zu rechnen. Außer durch Gebet suchte sie sich durch große historische Erinnerungen gegen weitere Enttäuschungen zu wappnen: „Der Gedanke, der Franz den Ersten so stark belebte, als er auch im größten Unglück war: Tout est perdu hormis l'honneur soll mich stark machen bis in den Tod."

Bald schwand auch die Hoffnung auf die russische Armee. Nachdem die Erfolge bei Heilsberg sie einen Augenblick aufgerichtet hatten, kam die Nachricht von der Niederlage bei Friedland (14. Juni) doppelt erschütternd. Nach dem Fall von Danzig war Luise, weil ihre Lage in Königsberg gefährdet schien, wieder zu ihrem Gemahl nach Memel zurückgeeilt. Der Tag von Friedland ließ den Gedanken der Flucht nach Riga aufkommen und damit „das Königreich zu verlassen, vielleicht auf immer", wie sie ihrem Vater schrieb. Schon rüstete sie zu dieser Reise. Mühsam suchte sie sich aufrecht zu erhalten. „Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt

beugt," versicherte sie dem Vater in einem ergreifenden Schreiben vom 17. Juni, das sie in fassungslosem Schmerze zeigt: „Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand; der zweite, wir gehen mit Ehren unter und werden ewige Freunde haben, weil wir sie verdienen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen." Sie sah es kommen, daß man jetzt zu Friedensverhandlungen schreiten würde: „Sie ächzen alle nach dem Ölzweig, und er wird vermutlich ihnen und uns werden, nur erlaube man mir zu zweifeln, daß er jemals grüne und blühe." So geschah es denn auch. In Szawl, wo der König mit dem heranrückenden Verstärkungen entgegengereisten Alexander zusammentraf, erfuhr er, daß ein völliger Umschwung in der Politik Rußlands eingetreten war. Die Rücksichten der Politik zeigten sich wieder einmal stärker als alle Freundschaftsbeteuerungen.



Oberhofmeisterin Sophie Gräfin von Voß.
Gemälde von Friedrich Georg Weitsch.

Zwar war Alexander nicht die Seele der jetzt eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen, sondern sein Bruder Konstantin und Bennigsen. Aber er besaß nicht die Kraft, ihnen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen. Ohne Rücksicht auf Preußen schloß er für Rußland einen Waffenstillstand mit Napoleon. Diese Schwenkung entrüstete Luise. Noch wollte sie ihren Glauben an Alexander nicht aufgeben. In einem ergreifenden Schreiben flehte sie ihn indes doch an: „O, verlassen Sie uns nicht!“

3. Tilsit.

Der Plan einer Zusammenkunft der Monarchen mit Napoleon, der von russischer Seite plötzlich als „Menschenfreund“ bezeichnet wurde, während er der Königin als der leibhaftige Teufel erschien, kam ihr ungeheuerlich vor. Sie konnte die Nachricht davon kaum fassen. „Dein Brief, mein lieber Freund,“ schrieb sie ihrem Gemahl, „fiel mir vor Schreck aus den Händen. Er enthielt Dinge, die das stärkste Herz in Verzweiflung versetzen müssen. Dahin sind wir also nach den ungeheuren Verlusten von braven Leuten gebracht, die umgekommen sind für – nichts und durch die Fehler der Dummheit, der Unfähigkeit und des üblen Willens. Will der Himmel denn nicht aufhören, uns zu strafen.“ Sie pries es als eine göttliche Fügung, daß sie nicht bei der

Zusammenkunft mit dem „Ungeheuer“ zugegen wäre, und empfand es schon als eine grausame Schickung, daß ihr Gemahl dem „Auswurf der Hölle“ gegenübertrat. Sie empfand diese Berührung ihres Gatten mit Napoleon in Friedrich Wilhelms Seele wie eine Entweihung. Zornig fragte sie wiederholt, ob Alexander denn nicht den General Bennigsen erschießen oder mit der Knute züchtigen oder doch wenigstens absetzen würde. Dem Großfürsten Konstantin, so erklärte sie, „könnte ich ins Gesicht spucken“ wegen der unwürdigen Rolle, die er spielte. Voller Schadenfreude vernahm sie, daß Konstantin Polen erhalten sollte; das gönnte sie beiden Teilen, den Polen solchen Herrscher, dem Großfürsten dieses Volk. Auf alle Weise suchte sie den König zu einer kräftigen Haltung zu ermutigen, in der Seelenangst, daß Preußen ein Vasallenstaat Napoleons werden könnte. Es schien ihr das Schrecklichste von allem, wenn der König von Preußen dem französischen Kaiser tributpflichtig würde, „wie die charmanten Könige seiner Fabrik“. Dann könnte ihn Napoleon jeden Augenblick verjagen und Preußen an den reizenden Murat oder an Jerome geben. „Gebietsverlust,“ so schrieb sie ihrem Gemahl, „darf uns nichts sein im Vergleich mit der Aufopferung unserer Freiheit. Mag Napoleon Dir die Hälfte von dem nehmen, was Du besessen hast, wenn Du nur sonst volle Unabhängigkeit bewahrst. Gibst Du die Freiheit auf, so wirst Du zum Gespött der Welt.“ Das

ceterum censeo in ihren zahlreichen Briefen an ihren Gemahl aus diesen Tagen war, daß der König nicht auf die Forderung des Rücktritts von Hardenberg, welche Napoleon gestellt hatte, eingehen dürfe. Hardenberg, der „herrliche“ Mann, wie Luise von ihm sagte, hatte anfangs, als er nach Eylau wieder zu Rate gezogen wurde, gegenüber Zastrow, Voß, Kalckreuth, Beyme und Köckritz einen schweren Stand gehabt, war aber allmählich, nicht ohne daß die Königin im Stillen dabei mitgewirkt hatte, wie Luise denn überhaupt seit dem Herbst des Jahres 1805 unablässig bemüht war, Hardenbergs Stimme Einfluß zu verschaffen, durchgedrungen und hatte die Beseitigung eines Teils jener unheilvollen Ratgeber herbeigeführt, die sich damals einschifften, um in die Heimat zurückzukehren. Luise war allmählich so erbittert gegen diese Männer, daß sie es fast bedauerte, als Zastrow einem Schiffbruch entging. „Ich für mein Teil hätte ihn gern den Fischen gegönnt,“ schrieb sie mit grausamem Humor. Sie hatte das Gefühl, daß ihr Gemahl in Hardenberg seine beste Stütze besaß, deren er sich um keinen Preis berauben lassen dürfe. War doch Hardenberg seit Kydullen mit großartigen Plänen zur Organisation einer allgemeinen Erhebung gegen Napoleon beschäftigt. Wiederum suchte sie das Selbstvertrauen des Königs zu beleben, um ihn zum Widerspruch gegen Napoleons Verlangen zu ermutigen. „Du sprichst sehr gut, wenn Du Dich vorbereitet hast,“ schrieb sie ihm. „An

Deiner Stelle würde ich ihm sagen, das wäre dasselbe, als wenn Du ihm das Verlangen stelltest, Talleyrand sollte zurücktreten, über den Du Dich nicht minder zu beklagen hättest, wie er vielleicht über Hardenberg." „Laß alle Minen springen," ermahnte sie ihn.

Jäh flammte ihr Zorn auf, als sie erfuhr, mit welcher beleidigenden Nichtachtung Napoleon den König in Tilsit behandelte. „Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient." Sie gedenkt einer Stelle in der „Maria Stuart", aus der sie in dieser Zeit oft zitiert hat: „In dieser Brust wohnt kein Herz!" Wie erstaunte sie aber, als Napoleon bald darauf den Ritterlichen spielte, sich nach ihrem Befinden und nach dem ihrer eben von schwerer Krankheit genesenden Tochter Alexandrine erkundigte, ja bei der Tafel, zu König Friedrich Wilhelm gewendet, sein Glas erhob und auf die „Gesundheit der Königin von Preußen" trank. Damit war gleichsam, wenn auch wohl von Napoleon unbeabsichtigt, die Einfädelung gegeben zu jenem weltgeschichtlichen Vorgange, dessen Zustandekommen ahnungslos preußische Männer, darunter Hardenberg, ermöglichten: der persönlichen Demütigung der Königin vor „diesem Ungeheuer, das sich aus dem Kot emporgeschwungen hatte", zu Tilsit.

Es war der Feldmarschall Kalckreuth, der den ihm von französischer Seite eingegebenen Gedanken befürwortete, eine Zusammenkunft

zwischen Napoleon und Luise herbeizuführen, weil sich durch ihre Vermittlung vielleicht erträglichere Bedingungen für Preußen erzielen ließen. Wenn der den Dingen gar nicht gewachsene, den Franzosen nur allzu sehr entgegenkommende Kalckreuth zu diesem aussichtslosen Hilfsmittel griff, so ist das weniger verwunderlich. Unfaßbar aber will es scheinen, daß ein gewiegter Staatsmann wie Hardenberg sich irgendwelche Hoffnungen darauf machen konnte, daß ein so kalter politischer Rechner wie Napoleon sich durch Bitten, gleichviel von wem sie ausgesprochen wurden, zur Nachgiebigkeit bewegen lassen würde. Man wird in dieser Verirrung der Staatsmänner einen Anhaltspunkt erblicken können für die bezwingende Macht der Persönlichkeit der Königin. Auch die kühl denkenden Männer trauten eben dieser persönlichen Erscheinung die größten Wunderdinge zu. Später hat sich Hardenberg selbst der Torheit geschämt, die er beging, indem er Kalckreuths Vorschlag unterstützte, und in seinen Denkwürdigkeiten den Anschein zu erwecken gesucht, daß er unschuldig an diesem Fehlgriffe gewesen wäre. Es ist aber zweifellos, daß er daran beteiligt war. Der König selbst ließ sich nach einigem Zögern durch seine Berater einschüchtern und befürwortete schließlich auch, daß Luise nach Tilsit käme, nachdem er dies anfangs ganz ihrem freien Entschlusse anheimgestellt hatte.

Am 29. Juni schrieb der König aus Picktupöhnen bei Tilsit den ersten Brief in dieser Sache.

Umgehend, am 1. Juli, antwortete Luise: „Ich komme, ich fliege nach Tilsit, wenn Du es wünschst, wenn Du glaubst, daß ich irgendwie Nutzen stiften kann.“ Das Ausbringen ihrer Gesundheit betrachte sie als ein Zeichen dafür, daß Napoleon mit ihr Frieden machen wolle. „Ich bin entschlossen ihm zu sagen, daß ich ihm verzeihe, was er mir im Moniteur und im Telegraphen getan hat.“ Sie bat, daß Hardenberg eine Instruktion für sie ausarbeiten möchte, die sie auswendig lernen wolle, um in der Lage zu sein, mit dem „Menschenfreund“, wie sie mit bitterer Ironie sagte, verhandeln zu können. Nur eine ausdrückliche Einladung Napoleons glaubte sie noch voraussetzen zu müssen. Tags darauf bebte sie aber doch wieder vor dem Schritt zurück. Zu ungeheuerlich kam ihr die Erniedrigung vor. Sie war willens, wenn ihr Mann es erlaubte, sich krank zu stellen und sich ins Bett zu legen. Die bittersten Schmerzgefühle überwältigten sie. Sie sah im Geiste den preußischen Staat zum Sklaven Napoleons erniedrigt und eins seiner Werkzeuge als Präfekten von Berlin und ihren Gemahl als den Untergebenen eines solchen Werkzeugs. „Und man bleibt leben bei solcher horreur!“

Jetzt endlich klagte sie nicht nur Konstantin und Bennigsen, sondern, zwar noch nicht Alexander, aber Rußland allgemein wegen seines Systemwechsels an, und düster schrieb sie dem Gemahl: „Der Kelch muß bis zum Grunde geleert werden, und wir wollen mit ganzer Kraft

trinken, das ist sicher," und ganz ähnlich an General v. Rüchel: „Könnte ich nur durch meine Gegenwart etwas Gutes stiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukommt." Aber, wenn sie noch gehofft hatte, daß sie der Entwürdigung entgehen könnte, der nächste Tag raubte ihr diese Aussicht. Am 2. Juli forderte der König sie ausdrücklich auf, da die allgemeine Überzeugung, besonders auch die Hardenbergs, dahin ginge, daß ihr Erscheinen nützlich sein würde, zu kommen und zwar so bald als möglich. Luise war doch erschrocken, als sie so bestimmt ohne jede weitere Förmlichkeit zu dem schweren Gange veranlaßt wurde. Aber jetzt gab es für sie kein Zögern mehr. „Ich breche morgen auf," schrieb sie am 3. Juli. „Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, zu dem ich gehöre, geben, als dahin zu gehen, wo ich nicht begraben sein möchte." Was die andern hofften, sie hoffte es nicht. „Je ne me flatte de rien" gestand sie. Mit dumpfer Resignation trat sie ihren Bittgang an. Am erschütterndsten drückt ihre Gefühle jene Äußerung aus, die sie zu dem schwedischen Gesandten Brinckmann, einem treuen Freunde Preußens, tat, als dieser ihr in Tilsit sein Mitgefühl äußerte: „Ich bin erst dreißig Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt."

Unterwegs erfuhr sie, daß Napoleon auf der Entlassung Hardenbergs bestanden hatte und daß die Abtretung des linkselbischen Preußens ohne jede Entschädigung bleiben sollte. Das war geeignet, ihre trostlose Stimmung zu steigern. Sie nahm sich nun aber auch vor, ihre ganze Kraft aufzubieten, um den erbarmungslosen Imperator zu erweichen. Ihre Würde, so schmeichelte sie sich, sollte auch diesem Herzen wenigstens Achtung einflößen.

Am 4. Juli langte sie in Picktupöhnen an und hatte dort eine längere Unterredung mit Hardenberg. Dieser hatte einige Worte für sie niedergeschrieben, die ihr als Richtschnur dienen sollten und in der Tat die Grundlage für ihre Verhandlung mit Napoleon gebildet haben. In Begleitung der Voß und der Tauentzien fuhr sie dann am Nachmittag des 6. Juli, geleitet von einer Abteilung preußischer Gardedukorps, durch russische und französische Truppen, deren Anblick in ihr leidenschaftliche Gefühle des Hasses weckte, in großer Toilette nach Tilsit, wo der König, Alexander und Hardenbergs Nachfolger, Graf Goltz, sie bereits erwarteten. Kaum war sie eingetroffen, da kam auch schon Kaiser Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge. Er eilte sofort die Treppe hinauf, und gleich darauf standen sich die beiden gegenüber.

Wie einst in Memel, als sie Kaiser Alexander kennen lernte, entfaltete sich die Schönheit der Königin in diesem Augenblick überwältigend.

Darüber sind alle Quellen einig. Stolze Würde und rührende Anmut vereinigten sich in ihrer Erscheinung so herrlich wie es nur je geschehen sein mag. Ohne Frage trugen das Bewußtsein von der Größe der Aufgabe, die ihr gestellt war – noch eben hatten ihr Gemahl und der leitende Minister Preußens ihr gesagt, daß Preußens Rettung allein in ihre Hand gelegt sei – und der sie erfüllende tiefe Kummer, der ihrem Äußeren einen schwermütigen Zug verlieh, wesentlich dazu bei, die Wirkung ihrer Erscheinung zu erhöhen.

Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Der Besieger Europas war durch den Anblick dieses Frauenbildes, das da im Perlendiadem vor ihm stand, einen Augenblick verwirrt. Aber auch Luise erlebte eine Überraschung. Das Gemeine in Napoleons Gesicht, von dem man ihr gesprochen hatte, trat ganz zurück hinter dem Ausdruck der geistigen Überlegenheit, die Friedrich Wilhelm in diesen Tagen bereits staunend bemerkt hatte. Sie fand Napoleons Kopf nicht unschön und fühlte sich durch ihn an den Typus der Cäsaren erinnert. Diese Entdeckung erfüllte sie mit höherem Mute. Sie ging nun ohne Umschweife auf ihr Ziel los und sprach das aus, „was mir Gott eingab". Der Kaiser lerne sie in einem für sie höchst unglücklichen Augenblick

kennen. „Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, zu Ihnen über die Interessen meines Landes zu sprechen. Sie haben mich einst angeklagt, mich zu viel in Politik zu mischen, obwohl ich wirklich nicht glaube, diesen Vorwurf je verdient zu haben." Napoleon wollte abwehren. Luise aber fuhr fort und leitete ihr Recht, jetzt die Politik zu berühren, aus den Pflichten her, die sie als Gattin und Mutter habe, und bat für die linkselbischen Lande. Namentlich legte sie Wert auf Magdeburg. Friedrich Rückert hat dadurch die Anregung zu einem berühmten Gedicht empfangen. Der Kaiser suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Das helle, faltige, silbergestickte Kreppkleid, das die hohe Gestalt der Königin umfloß, hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Er fragte, wo es gearbeitet sei, und fing an über Kreppfabrikation zu sprechen. „Sollen wir von Putz reden in solchem Augenblick?" lenkte die Königin zurück und fühlte sich alsbald als Herrin des Gesprächs. Napoleon mußte das widerstrebend erkennen; sonst war er es nur zu sehr gewohnt, die Unterhaltung zu leiten. Luise legte ihm großmütige Mäßigung ans Herz; nur dadurch könne er sich den König zum aufrichtigen Freunde gewinnen; würde er ihn ganz wehrlos machen und erniedrigen, so wäre Freundschaft unmöglich. Schließlich mußte Napoleon sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er ihr die allgemeine Versicherung gab: „Wir wollen sehen, ich werde daran denken."

Die Unterredung, bei der kein Zeuge zugegen war – es ist nicht richtig, wenn angegeben wird, daß Talleyrand ihr beiwohnte –, hatte schon fast eine Stunde gewährt, als König Friedrich Wilhelm eintrat und sie dadurch abbrach.

Es war eitle Liebesmüh, die hier verschwendet worden war. Mochte der Kaiser der Franzosen auch etwas aus dem Gleichgewicht gebracht worden sein, wie wir in der Tat wohl annehmen müssen: er dachte natürlich nicht daran, aus sentimentalen Rücksichten seine politischen Ziele zu ändern.

Luise aber wiegte sich in süße Hoffnungen. Diese empfingen noch Nahrung während der Tafel, an der außer dem Königspaar und Napoleon noch Alexander, der Bruder des Königs Prinz Heinrich, Kronprinz Ludwig von Bayern, Großfürst Konstantin, Murat und die Voß teilnahmen. Es schien der Königin, als wenn Napoleon sich noch entgegenkommender verhielte als vorher. Bei dieser Tafel war es wohl, wo jenes berühmte Wort der Königin zu Napoleon fiel, von dem sie wahrhaft sagen durfte, daß „Gott es ihr eingab“: als Napoleon fragte, wie Preußen es nur hätte wagen können, mit seinen geringen Kräften Krieg gegen ihn zu unternehmen, gab Luise zur Antwort: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Macht getäuscht.“ Am Abend äußerte Napoleon zu Alexander, er sei durch die Art, wie die Königin sich mit ihm ausgesprochen habe, sehr betroffen

gewesen; sie habe viel Geist und Seelenadel gezeigt, und er wäre sehr geneigt, etwas für sie zu tun. Freilich konnte er auch die Unzartheit seines Wesens nicht ganz verleugnen. Während des Mahles beliebte es ihm, von einer Sängerin zu sprechen, die einst seine Geliebte gewesen war, und deren verführerischen Gesang zu preisen. Sie sei, so sagte er zur Königin gewandt, unwiderstehlich gewesen, wenn sie das Lied Regina guerriera vorgetragen hätte. Luise lehnte diese Anspielung ab mit den Worten, sie verstände nicht italienisch.

Es scheint fast so, als wenn Napoleon seiner selbst nicht ganz sicher war. Vor dem zweiten verabredeten Zusammentreffen mit der Königin, am Vormittag des nächsten Tages, ließ er den Grafen Goltz zu sich rufen und kündigte ihm mit schneidender Kälte an, daß der Friede ohne Verzug und ohne weitere Verhandlungen abzuschließen sei. Talleyrand hatte die Bedingungen formuliert, und zwar schienen sie schwerer als vordem. Dadurch zeigte der Kaiser der Franzosen, daß er nicht gesonnen war, dem Mitleid irgendwie Raum zu gewähren. Jede weitere Hoffnung war damit abgeschnitten. Luise, Preußen, die Welt sahen jetzt vollendet, was jeder nüchterne Staatsmann hätte voraussehen müssen: die Demütigung der erhabenen Königin Preußens.

Mit dieser Empfindung im Herzen fuhr Luise am Nachmittag des 7. Juli, von Berthier abgeholt, wie tags zuvor im Staatswagen Na-

poleons, zu dem Mann, von dessen Gnade Preußens Schicksal abhing. Während der Mahlzeit wurde kaum gesprochen. Nach Tische versuchte sie es noch einmal sein Herz zu rühren. Aber sie konnte sich nur wieder davon überzeugen, daß es von „Bronze“ war, wie sie sagte, Napoleon wich ihrer Bitte unwillig und barsch aus.

So schloß die ewig denkwürdige Zusammenkunft. Dunklere Stunden hat Preußen kaum je erlebt. Und doch ist die Begegnung, die einen der eigenartigsten Triumphe Napoleons darstellt, nicht ohne günstige Wirkungen gewesen. Die Macht der Persönlichkeit Luisens hat es bewirkt, daß das Benehmen Napoleons gegen sie dauernd ein anderes wurde. Niemals hat er die Königin seitdem wieder anzugreifen gewagt. Geflissentlich sprach er von ihr nur noch in anerkennenden Worten. Freilich vermochte er dabei zuweilen nicht ein gewisses Plebejertum zu verleugnen. So hatte die Königin einen moralischen Triumph zu verzeichnen. Ihre sittliche Hoheit schlug der Geißel Europas Waffen aus der Hand. Dem Eroberer verging seitdem die Lust, die ethischen Kräfte, die diese Frau in sich schloß, fürder zu reizen.

Aber auch Luise sollte jetzt ein anderes Verhältnis zu dem Unterdrücker ihres Volkes gewinnen. Er erschien ihr nicht mehr so ganz als die Verkörperung der Gemeinheit. Der Genius in ihm hatte sie milder gestimmt. War sie anfangs tiefer wie je erschüttert, so zog doch all-

mählich eine gewisse Beruhigung in ihre Seele, wozu jene neuerdings von dem Gegner beobachtete achtungsvollere Haltung beigetragen haben mag. Und im Gefühl, daß auch dieser harte erbarmungslose Mann nicht ganz unberührt von der sieghaften Macht ihrer sittlichen Hoheit geblieben war, belebte sie sich immer mehr mit der Zuversicht, daß die Zeit kommen werde und müsse, wo er von der Welt, die sie vertrat, überwunden würde. So gab das Erlebnis von Tilsit der Königin gleichsam neue Kraft. Zugleich bekam ihr Wesen etwas Weihevolles. Denn nachdem sie ihrem Lande dieses Opfer gebracht hatte, umfloß sie der Glanz einer Märtyrerkrone, der all ihr ferneres Tun durchleuchtete.

4. Unter dem Joche der Fremdherrschaft.

Anfangs sah es nach den Tilsiter Tagen so aus, als sollte Luise unter der Last des Kummers erliegen. Niemand kann ihren Brief an ihren Bruder Georg über die Zusammenkunft mit Napoleon ohne Bewegung lesen: „Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Unsere Magdeburger, Altmärker,

Halberstädter an Jerome. Ist es zum Überleben, George?" Wenigstens Magdeburg hatte sie doch für Preußen zu retten gehofft. Sie erinnerte sich der Königin Maria von England, die ihrer Trauer um den Verlust von Calais an Frankreich mit den Worten Ausdruck gab: „Wenn man ihr Herz öffnen könnte, würde man darin den Namen Calais blutig eingeschrieben lesen", und meinte, dasselbe könne sie von Magdeburg sagen. Als Napoleon sich jetzt nach Dresden aufmachte, da kam er ihr vor wie der leibhaftige Teufel, der durch die Lüfte davon sauste, um neue Satanswerke zu vollbringen. Aber noch mehr fast wie ihr Mißerfolg bei Napoleon griff ihr die Enttäuschung ans Herz, die sie an Kaiser Alexander erlebt hatte, indem er Preußen so völlig preisgab. Das hatte sie nicht erwartet. „Nichts in der Welt," so versicherte sie ihrem Georg, „erschüttert mich so, als gute Menschen untergehen sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren. Genug, bester George, in der Nähe Zeuge des zu sein, was ich erlebte, da gehört Riesenkraft zu, es auszuhalten, und dennoch reicht sie nicht." In ein kleines, von ihr selbst angelegtes Erbauungsbuch, das sie „himmlische Erinnerungen" genannt hatte, trug sie später als innerstes Erlebnis abermals ein: „Wer da gesagt hat, daß nichts schrecklicher sei, als die gute Meinung, die man von einem Menschen hat, zurücknehmen zu müssen, der hat recht gesagt. Es schmerzt fürchterlich."

Die große Angelegenheit, die ihre Seele jetzt am meisten beschäftigen sollte, war die Festsetzung der Kontribution, die das verstümmelte Preußen zu zahlen hatte. Aber kaum minderen Anteil widmete sie der Einrichtung der inneren Verhältnisse, deren Neugestaltung, wie sie erkannte, von Grund aus dringend erforderlich war. Zur glücklichen Erledigung dieser Dinge war eine ungewöhnliche Kraft erforderlich. Aufs neue drängte sich ihr in dieser Lage die Entfernung Hardenbergs schmerzlich auf. „Über den Verlust von Hardenberg heule ich Tag und Nacht," schrieb sie. Scheidend hatte Hardenberg den in der Ferne weilenden Freiherrn vom Stein als seinen geeignetsten Nachfolger bezeichnet. Der König wie Stein vergaßen, was zwischen ihnen beiden vorgefallen war. Als Friedrich Wilhelm rief, eilte der große Mann herbei, um die Geschicke Preußens auch in dieser trostlosen Lage zu leiten. Seine Freundin Frau v. Berg übernahm es, zwischen ihm und der Königin zu vermitteln. Sie suchte Vorurteile, die bei dem Freiherrn gegen die Königin bestanden, insofern als er in ihrer Rücksichtnahme auf die Wünsche des Königs vielfach ein Hemmnis seiner Politik erblickt hatte, dadurch wegzuräumen, daß sie auf die Änderung, die sich in der Königin vollzogen hatte, hinwies, und legte es ihm warm ans Herz, der hohen Frau eine Stütze in ihrer schweren Lage zu sein. Nicht minder wird sie auf die Königin eingewirkt haben, um sie für

Stein einzunehmen, dessen maßlose Heftigkeit die stete Sorge Luisens gewesen war; paßte dieses leidenschaftliche Wesen doch so gar nicht zu dem ihres Gemahls. In der Tat traten beide Teile einander vertrauensvoll entgegen. Als Stein Ende September in Memel eingetroffen war, bekannte Luise der Frau v. Berg: „Seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten.“ Sie versprach sich von seinem „großen Herzen und umfassenden Geiste“ außerordentliches. Freilich kam es gleich zwischen Stein und dem König wegen des Kabinettsrats Beyme, von dem sich Friedrich Wilhelm noch nicht trennen wollte, abermals zu heftigen Kämpfen, die der Königin schwere Sorge und viel Aufregung verursachten. Ein Billett, das sie deswegen an Stein geschrieben hat, beleuchtet grell die Gefahr der Lage: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. Solange geben Sie noch nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!“ Sie konnte nicht umhin, Beyme das Zeugnis zu geben, daß er sich „sehr edel“ in dem Konflikt benommen habe. In ihrer liebenswürdigen anschaulichen Weise schrieb sie über die schließliche Beseitigung des drohenden Zerwürfnisses, die eins ihrer größten

Verdienste ist: „Dies war nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen pick pick machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und bösen Dunst auswarfen. Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist und immer weniger sein will, als er ist, dann gehet die Sache." In solchen Situationen sehnte sie sich nach Hardenberg zurück: „Der König hängt an sanfter, ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin. Umstrahlt von Tugend trat er immer als ein Verklärter herein, machte seine Vorstellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel." Aber sie verbarg sich doch auch nicht, daß Stein es war, der die im Lande noch schlummernden Kräfte zu wecken vermochte. „Der große Meister ist ja bei uns," sagte sie, „der dies alles beleben kann und wird, da Talent und Wille, Kraft und Energie beisammen ist." Sie bestellte ihn wohl zu Besprechungen zu sich und schöpfte aus seinen Worten Trost. Sie verteidigte lebhaft seine Reformbestrebungen im Kreise der königlichen Familie und wirkte gleich einem versöhnenden Genius begütigend und besänftigend, wenn der Freiherr in seiner stürmischen Art aufbrauste. Ja sie nahm an dem großen Reformwerk, das der Minister einleitete, tätigen Anteil, indem sie ihre Ansichten über die zur Hebung des sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes erforderlichen Maßnahmen in einer Denkschrift

niederlegte und diese Stein zur Begutachtung einschickte. Gern erführe man über den Inhalt dieses Schriftstückes Näheres.

Noch mehr aber wurde Stein ihr Berater für die Erziehung ihrer älteren Söhne. Er hielt Delbrück nicht für geeignet, die Erziehung weiter zu führen, und Luise stimmte ihm darin bei. Ihnen schien Delbrück zu wenig Einsicht in die politischen Verhältnisse zu haben. Bekannt sind die Worte, die Luise aufgesetzt hat, um sich darüber klar zu werden, was sie von einem Erzieher des Thronerben erwarte: „Eine Erziehung, die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes haben; er muß deutliche Begriffe der Politik haben; er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Taten zu unternehmen und womöglich zu vollbringen. Dieses liegt nicht in Delbrück.“ Mit steigender Sorge gewahrte sie das seltsam unruhige, oft disharmonische Wesen ihres ältesten Sohnes. Aber sie hatte doch große Freude an der Empfänglichkeit seines Geistes, seinen witzigen Einfällen und noch mehr an der Reinheit seines Gemüts. Als sie von Tilsit zurückkam, sagte sie zu ihm bewegt: „Ich will Dir einmal recht umständlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe, es hat mir viel Kraft gekostet, aber Euer

Glück war mir lieber, es ist mir alles –;" da fing der Kronprinz nach ihrem Bericht so an zu weinen, daß er sich den ganzen Abend nicht erholen konnte und ganz in sich gekehrt war. Die Mutter aber schöpfte daraus die Zuversicht, daß der Sohn sich an ihr ein Beispiel nehmen würde, für die Allgemeinheit Opfer zu bringen.

Harmonischer waren die Empfindungen, die ihr der Zweitgeborene, Prinz Wilhelm, bereitete. Über ihn urteilte Delbrück schon im Jahre 1801, er käme ihm immer vor wie der „Genius naiver Biederherzigkeit". Damit berühren sich die bekannten Worte der Königin, die sie im Jahre 1809 über ihn an ihren Vater schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt." Wiederholt betont sie noch von Wilhelm, daß er „gut und klug" sei. Gelegentlich fand sie sein Wesen auch „possierlich und witzig". Nur die Schwächlichkeit dieses Sohnes bereitete ihr stete Sorge. Sie ahnte nicht, daß gerade ihm ein Patriarchenalter beschieden sein sollte.

Mit Stein kam sie allmählich darin überein, die weitere Erziehung des Kronprinzen Ancillon zu übertragen, eine Idee, die noch weniger glücklich genannt zu werden verdient als die

Anstellung Delbrücks. Fürs erste behauptete dieser sich indes abermals.

In Memel behagte es der Königin nicht, während der König sich in der dortigen Zurückgezogenheit sehr gefiel. Schrecklich war ihr der Gedanke, in den primitiven Verhältnissen, die dort herrschten, ihre Niederkunft, der sie für den Anfang des Jahres 1808 entgegensah, abwarten zu müssen. Erst die Vorstellungen Hufelands bewogen den König, nachzugeben und die Übersiedelung nach Königsberg anzuordnen. Wenige Tage, nachdem man dort eingetroffen war (am 16. Januar 1808), erfolgte die Entbindung der Königin von einer Tochter (1. Februar), die nach ihr Luise genannt wurde. Das Königsberger Schloß war der Königin auch verhaßt. Aber wenigstens fand sie dort die Zimmer geräumig genug und nicht so gefährlich zugig wie in Memel, „où les maisons sont papiers et les fenêtres pour se moquer du monde“. Im Schloß weilte Luise nur während des Winters. Im Mai zog der Hof auf das Hufengut des Regierungsrats Busolt in der Nähe der Stadt, das früher der ältere Hippel, der humoristische Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie“, besessen und wo dieser einen englischen Garten angelegt hatte. Hier „auf Hippels Landgut“ oder „auf den Huben“, wie gesagt wurde, gefiel es der Königin während der schönen Jahreszeit sehr wohl. Über allen den Stätten in und bei Memel und Königsberg, an denen sie ge-

weilt hat, liegt heute ein Hauch der Weihe. Nicht oft empfindet man die Wahrheit des Goetheschen Wortes von den Stätten, an denen gute Menschen gewirkt haben, so lebhaft als gerade hier, wo diese königliche Dulderin mit „guten Büchern, gutem Gewissen und einem guten Pianoforte“, wie sie sagte, in unruhvoller Zeit gelebt hat.

In der durch die traurige Zeit bedingten Stille und Zurückgezogenheit ihres Lebens hatte Luise sich mehr denn je wieder Studien zugewandt. In Tilsit fragte Murat sie, wodurch sie sich in Memel zerstreue. Sie erwiderte: Sie läse die Geschichte vergangener Zeiten, und als der Franzose ungeschickt einwandte, die Gegenwart böte auch viel des Denkwürdigen, fand sie wieder eine ihrer eindrucksvollen Antworten: „Es ist für mich schon zu viel, darin zu leben.“ Ähnlich äußerte sie sich einige Zeit später zu Friederike: „Ich lese fleißig Geschichte und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist.“ Sie nahm auch ihren Schiller wieder vor, las den „Abfall der Niederlande“, und dabei stiegen die Bilder, die sich ihr in der Kindheit auf der holländischen Reise eingeprägt hatten, vor der Seele auf. Der „Dreißigjährige Krieg“ wurde abends vorgelesen. Mit tiefer Bewegung las sie aufs neue den Tell. Manches darin glaubte sie erst jetzt zu verstehen. So erschien ihr das Wort: „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ in den Tagen

der Erhebung der Tiroler wie eine Prophezeiung. Sie stellte Schiller in Parallele mit Johannes Müller, der sich so kläglich gewandelt hatte, und fragte: „Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wäre, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen?" Schnell aber beantwortete sie sich diese Frage mit einem Nein und die andere, warum Schiller sterben mußte, mit den resignierten Worten: „Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!" Damals entwickelte sich bei ihr Verehrung für Pestalozzi, dessen „Lienhart und Gertrud" sie mit Begeisterung las und gern zitierte. Sie hat auch dafür gewirkt, die Erziehungsmethode des großen Schweizer Pädagogen in Preußen zu verbreiten, und hat einen der Hauptschüler Pestalozzis, Zeller, nach Königsberg berufen. Ein anderes Buch, von dem wir erfahren, daß sie es lieb gewann, war das Gedicht des im Gegensatze zu dem herrschenden Rationalismus stehenden Duisburger Theologen F. A. Krummacher: „Die Kinderwelt". Ebenso versenkte sie sich mit Eifer in die Lektüre politischer Schriften. So hat sie sich mit der Verteidigungsschrift Lombards, die im Jahre 1808 erschien, ausführlich auseinandergesetzt. Davon geben „Bemerkungen", die sie dazu niederschrieb, beredtes Zeugnis. Später, kurz vor ihrem Tode, las sie noch Chateaubriands „Apologie des Christentums".

Am bekanntesten ist ihr Streben, ihre Kenntnisse zu erweitern und die großen Lücken, die

ihre Erziehung in ihrem Wissen gelassen hatte, zu ergänzen, durch ihren Verkehr mit dem durch eine tüchtige Bildung ausgezeichneten, treuherzigen, allerdings auch etwas eitlen und wichtigtuerischen Kriegsrat Scheffner geworden. Scheffner vermittelte ihr mancherlei literarische Bildungsmittel, vor allem die Kenntnis von den Vorlesungen, die Süvern damals über „allgemeine Geschichte des neuen Europa“ an der Universität Königsberg hielt. Der Eifer, mit dem Luise sich in das Studium dieser Vorlesungen versenkte, ist das rührendste Zeugnis für den unermüdlichen Bildungstrieb der Königin. Man muß bedenken, daß diese Vorlesungen sie in eine ihr fremde Gedankenwelt versetzten, deren Verständnis ihr durch das schwere Gelehrtendeutsch der damaligen Zeit nicht erleichtert wurde. Manches darin war überhaupt durchaus nebelhaft und von Phantasien durchsetzt und selbst für solche, die klassische Bildung genossen hatten, nicht leicht verständlich. Da saß sie nun, bemühte sich, in den Sinn einzudringen und sich die Gedanken des Universitätslehrers ganz zu eigen zu machen, und bedeckte dabei die Hefte dicht mit Bleistiftnotizen, „Hieroglyphen ihres Herzens“, wie sie sie nannte, die nur der zu verstehen vermöge, der sie genau kenne. „Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksale, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung, alles hab' ich darin angedeutet und hätt' es noch viel mehr getan, wüßt' ich nicht, daß außer Ihnen (Scheffner) noch jemand (Stein)

sie sähe.“ Das Anziehendste ist vielleicht der herrliche Mut der Unwissenheit, den sie bei dem Verkehr mit Scheffner an den Tag legte. Jedermann kennt ja wohl die Fragen, die sie in dem Briefe vom 20. Juni 1808, einem der schönsten unter ihren Briefen überhaupt, an Scheffner gerichtet hat, um sich von ihm über einiges, was ihr unklar geblieben war, belehren zu lassen: „Guten Morgen, Herr Scheffner! Heute schicke ich Ihnen die vierte und fünfte Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt' ich nur einmal selber Professor Süvern dafür danken, allein ich schäme mich, gerade zu Ihnen herausgesagt, meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schöne Wahrheit, auf der sein ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Karthago? Die gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande. Haben Sie die Güte und sagen mir, was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon. – Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Sie schön mit Fragen belästigt. Fragt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt

gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit." An diese in ihrem Reize unübertroffene Aufrichtigkeit der hochstrebenden fürstlichen Frau erinnert es auch, wenn sie über ein Gedicht des preußischen Geheimrats und Sängers Staegemann an Alexander, das nach der Art dieses Dichters nicht nur sehr lang, sondern auch sehr reich an schwerverständlichen Wendungen und mythologischen Anspielungen war, huldvoll ihren Beifall äußerte und hinzufügte: „Ich kenne es schon, ich habe es schon gestern abend gelesen. Unsereins versteht es nicht so ganz, aber ich habe mir aushelfen lassen."

Veranlaßt durch den Eindruck, den Süverns Vorlesungen auf sie machten, hat sie erwogen, diesen Gelehrten zum Erzieher des Kronprinzen zu bestellen, und deswegen Verhandlungen mit ihm anknüpfen lassen. Süvern ließ sich bereit dazu finden. Schließlich zerschlug sich diese Sache jedoch. Eine ähnliche Stellung wie Scheffner scheint der Kantianer Professor Kiesewetter in der Leidenszeit zu ihr eingenommen zu haben. Alle die großen Männer, die Preußens Reform durchführen halfen, kamen damals mit ihr in Berührung und fühlten den Zauber ihrer Persönlichkeit. Scharnhorst sah mit stiller Freude, wie sie in dem Unglück „unendlich größer und liebenswürdiger wurde als sie jemals war". Als sie tränenden Auges in den Zeitungen den Dank las, den die Stadt Kolberg ihrem Verteidiger

Gneisenau öffentlich aussprach, verfehlte Luisens Teilnahme nicht auf diesen tiefen Eindruck zu machen; und wenn sie gelegentlich an ihren Teeabenden „von einer besseren Ordnung der Dinge sprach", dann bewunderte Gneisenau wohl den „hinreißenden Enthusiasmus", dessen sie fähig war. Hufeland bekennt, daß in der Königsberger Zeit die schönste Stunde stets die Teestunde bei der Königin war. Yorck ward wahrscheinlich von ihr als militärischer Erzieher des Kronprinzen ins Auge gefaßt, und sein eiserner Wille wäre vielleicht geeignet gewesen, einen heilsamen Einfluß auf den Thronerben auszuüben. Doch lehnte er ab, weil er nicht die Kraft in sich fühlte, den Posten auszufüllen. Schleiermacher nahm in dieser Zeit das Bild der hohen Frau in sich auf, die er nachmals als eine der „seltenen Erscheinungen der Menschheit, in welchen das Innere und Äußere zum schönsten Einklang verbunden ist", zu feiern unternahm. Wilhelm v. Humboldt ward dort in Königsberg bewundernd inne, wie belebend sie allenthalben durch ihre bloße Gegenwart wirkte, wie sie alle Talente auszeichnete und die Kunst verstand, nichtbeachtete zu entdecken. In ihrer Nähe entzündete sich das Dichtergemüt Max v. Schenkendorfs für den Adel ihres Wesens, desjenigen Dichters, dem die schönsten Luisenlieder gelangen. Auch Achim v. Arnim weilte in ihrer Umgebung. Die Lieder seines Wunderhorns sang Luise gern zur Guitarre. In schöner Jahreszeit wurde wohl

eine Kahnfahrt unternommen, und alles lauschte dann mit Entzücken der klangvollen Stimme der Königin. Schwermütige Weisen wie: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus, ade“ wechselten ab mit heiteren wie: „Juchhei, lieblich ist die Jägerei.“

Unter den Frauen, mit denen Luise damals in Beziehungen trat, befand sich Juliane v. Krüdener, deren eigentümliche mystische Richtung eine trübe Begleiterscheinung des Rückschlags gegen den bis dahin herrschenden Rationalismus darstellt. Die Krüdener hat auf Luisens Schwester Friederike, vielleicht gerade infolge der geringeren inneren Festigung dieser Prinzessin, einen großen Einfluß gewonnen. Aber auch die Königin, der sie sich von ihrer besten Seite als Pflegerin der Verwundeten und Kranken zeigte, blieb nicht unberührt von dem Wesen der merkwürdigen Frau. Ungleich wichtiger wurde für Luise indes die engere Gemeinschaft, in die sie während der Leidensjahre mit den ihr durch Verwandtschaft nahestehenden Prinzessinnen Radziwill und Wilhelm trat. Beide waren ihr durch größeres Wissen und auch wohl durch ihr Verständnis für Einzelheiten der Politik überlegen und den Männern des Reformwerks kongenialer. Luise fühlte das. So äußert sich gelegentlich ihre Scheu vor der wissenschaftlichen Überlegenheit Mariannes: „Sie ist so klug, weiß so viel, beschäftigt sich anhaltend gut und ernsthaft; wer das auch getan hätte!“ Ein ähnliches Gefühl

mag sie gegenüber der Großfürstin Maria Paulowna gehegt haben, von der sie einmal sagt: „Marie vollkommen wie immer.“ Prinzeß Radziwill ebenso wie Prinzeß Marianne urteilten zuweilen nicht freundlich über den politischen Einfluß der Königin. Aber beide waren doch von der höchsten Verehrung und Liebe für sie erfüllt, und als Luisens früher Tod die Trennung herbeiführte, da empfand Prinzeß Wilhelm tiefe Reue über Äußerungen der Verstimmung, die sie über jene getan hatte, und erkannte unumwunden Luisens sittliche Überlegenheit an. Sie fand, daß mit der Königin „alle Annehmlichkeit des Lebens für sie dahin sei“. Besonders herzlich wurde Luisens Verhältnis nach den Tilsiter Tagen mit der Prinzeß Radziwill. Die Vertrauteste in ihrer Umgebung wurde ihr jedoch Frau v. Berg. Dieser reich gebildeten, mit einer großen Einsicht in die Dinge ausgestatteten Frau, die auch auf bedeutende Männer eine so starke Anziehungskraft geübt hat, pflegte sie ihr Herz ohne Rückhalt auszuschütten, auch wenn sie „gekocht war, wie gepeitscht von Angst, Verdruß, Verachtung“.

Erholung boten ihr in dieser Zeit die Briefe ihrer Geschwister. Wenn einer der „Folianten“ von Georg oder Therese eintraf, dann schloß Luise sich in ihr Kämmerlein und verbrachte lange Stunden in frohem Genuß daran allein. Immer sehnte sie sich nach einem Zusammensein mit den Geschwistern. Sie sparte sich kümmerlich

tausend Taler ab, um Georg die Reise nach Ostpreußen zu ermöglichen. Im Sommer des Jahres 1809 hatte sie schließlich die Freude, ihn und einige Zeit später auch Friederike wieder mehrere Monate um sich zu sehen. Ihr größtes Glück und ihre ganze Hoffnung waren ihre Kinder. „Unsere Kinder sind unsere Schätze," schrieb sie dem Vater, „und unsere Augen ruhen voll Zuversicht und Hoffnung auf ihnen. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen." Sie lebte sich in den Gedanken hinein, daß ihren Kindern beschieden sein würde, eine glückliche Zeit für ihr Volk herbeizuführen: „Ich beklage mich nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden." An ihrem dritten Sohne, Karl, fiel ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ältesten auf, nur fand sie ihn „gehobelter" wie jenen. „Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit," schrieb sie ihrem Vater, „weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde – zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch Neugierde." Die Tochter Alexandrine wurde von ihr la petite autocrate genannt, „denn sie hat so etwas Dezidiertes und Närrisches als möglich." Ein andermal meinte sie von ihr: „Sie hat Anlage zum Satirischen." Über ihre

älteste Tochter, Charlotte, urteilte sie, sie wäre „rein wie Gold, gut, sanft, lustig“. Aber auch in ihr erkannte sie die Bestimmtheit, die sie bei Alexandrine bemerkte: „Sie ist verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viele Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.“ Die kleine Schar wurde in der Leidenszeit noch um zwei Kinder vermehrt. Der am 1. Februar 1808 geborenen Prinzessin Luise (der späteren Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande) folgte am 4. Oktober 1809 das zehnte ihrer Kinder, ein Prinz, der Albrecht genannt wurde. Er sollte ihr letztes Kind sein.

Zwischen den beiden Ehegatten wurde die Gemeinschaft durch die schweren Jahre immer inniger. In seiner schlichten, herzlichen Weise bezeugte der hartgeprüfte König oft genug die dankbaren Gefühle, von denen er gegen sie beseelt war. Sie vergalt es ihm mit immer neuer rührender Liebe. Ihrem Vater bekannte sie: „Weil wir miteinander so eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten.“ Als sie Lombards Verteidigungsschrift las und erkannte, daß der ehemalige

Kabinettsrat darin ein recht vorteilhaftes Charakterbild von dem König entwarf, wurde sie zu Tränen gerührt, und in den Bemerkungen, die sie zu der Schrift machte, beteuerte sie ein über das andere Mal, daß sie den König anbete. Sie war stets geneigt, die Fehler, die in der preußischen Politik gemacht worden waren und unter deren Folgen das Land so furchtbar litt, ganz auf andere abzuwälzen und wollte es nicht Wort haben, daß ihr Gemahl selbst vielfach an ihnen teil hatte. Ein kleiner Zug veranschaulicht rührend, wie die beiden unglücklichen Gatten ineinander aufgingen. Auf der Fahrt nach Petersburg zu Ende des Jahres 1808 besuchten sie in Riga das Gildenhaus der Schwarzen Häupter, einer mittelalterlichen Gesellschaft, deren Mitglieder das Gelübde der Ehelosigkeit ablegten. „Hätte zu dieser Gilde gehören sollen, dann hättest Du weniger traurige Erfahrungen gemacht," bemerkte mit wehmütigem Scherz der König. „Und hätten wir zehnmal traurigere Erfahrungen gemacht und hättest Du mir alles vorher gesagt – nein, Du hättest mir doch nicht Meister dieser Gilde werden dürfen," lautete Luisens Antwort.

Als Luise nach Petersburg reiste, hatte sie bereits wieder ein reiches Maß neuer Leiden durchkostet. Vor allem beschäftigte die abermalige Trennung von Stein, die nach einem Jahre gemeinsamen Wirkens erfolgt war, und alles, was damit zusammenhing, ihr Inneres.



Königin Luise.
Büste von Christian Rauch.

Sie und Stein handelten bei der Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris zur Regelung der durch den Unverstand Kalckreuths unklar gebliebenen Kontributionsangelegenheit höchst einträchtig. Anfangs wollte Luise durchaus selbst nach Paris gehen, um noch einmal den Versuch zu machen, Napoleons Herz zu erweichen und eine Herabsetzung der maßlosen französischen Forderungen zu bewirken. Freundliche Redewendungen des Gewaltigen, die er über die Königin gegen deren in Paris weilende Schwester Prinzessin Therese hatte fallen lassen, ermutigten sie aufs neue zu einem solchen außerordentlichen Schritte. „Die Achtung des Kaisers ist mir gewiß," meinte sie. Sie hoffte seiner Eitelkeit zu schmeicheln, wenn sie „mit Würde und Anstand Recht forderte mit Formen, die seine Sinne bestechen, in dem reinsten Sinn genommen". Aber diesmal war ein Staatsmann da, der es verhinderte, daß die aufopferungswillige Königin sich noch einmal einer Demütigung aussetzte: Stein, der entschieden abwehrte. Statt ihrer wurde schließlich Prinz Wilhelm entsandt. Luise setzte die größten Hoffnungen auf die Sendung. Ihr Schwager nahm einen Brief von ihr an Napoleon mit, worin sie dessen Mitleid für Preußens Lage wachzurufen suchte. Sie belehrte ihren damals auch in Paris weilenden Bruder Georg: „Recht ernstlich muß ich Dich bitten, überzeugt zu sein, daß von hier aus alles geschieht, was in der Welt nur möglich ist, um mit Frankreich zu enden und bald zu enden.

Alles, sage ich nochmals! Zum Unterpfand dessen, was ich sage, bedenke, daß Stein die Sache leitet, begeistert, fördert, belebt." Der am 20. Januar 1808 von Stein in einem Gutachten ausgesprochene Gedanke, Napoleon oder Josephine um Übernahme einer Patenstelle bei dem Kinde, das Luise erwartete, zu ersuchen, der glücklicherweise – wie es scheint – nicht ausgeführt worden ist, wird dem Minister vermutlich von der Königin eingegeben sein. Als sie im Frühjahr 1808 hinter Kabalen kam, die sich gegen Stein richteten, nahm sie entschieden für den Minister Partei und benachrichtigte ihn davon. Der Vertrag, der schließlich am 8. September 1808 wegen der Kontributionen abgeschlossen werden mußte, war freilich trotz aller Bemühungen höchst ungünstig für Preußen.

Noch hielt Luise an Stein fest, als sein unvorsichtiger Brief an Wittgenstein in Napoleons Hände geraten war. Zwar war der Eindruck, den die Veröffentlichung des die preußischen Erhebungspläne enthüllenden Schriftstückes im Wortlaut machte, am preußischen Hofe niederschmetternd. „Das ist die letzte Staffel unseres Unglücks!" rief die Gräfin Voß und fügte hinzu: „Die Königin ist trostlos." Trotzdem sprach Luise dem Zaren, mit dem sie nach mehr als einjähriger Pause wieder zu korrespondieren angefangen hatte, die Hoffnung aus, daß Napoleon nicht Steins Entlassung fordern würde, und bat Alexander in diesem Sinne zu wirken. Und dabei hatte sich Stein in dem Briefe recht un-

vorsichtig über die Königin geäußert. Bald darauf kam es aber zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen Luise und dem Minister, indem dieser sich gegen jene Reise nach Petersburg aussprach, zu der das Königspaar sich entschlossen hatte, nachdem Alexander bei seiner Rückkehr von Erfurt dazu eingeladen hatte. Nicht sowohl die großen Kosten, die diese Reise verursachte, waren es, die Stein veranlaßten, von dem Unternehmen abzuraten, obwohl er sie dagegen anführte. Noch mehr bekämpfte er sie wohl, weil dadurch der Anschluß Preußens an Österreich, das seinen Freiheitskampf vorbereitete, erschwert wurde. Doch der Königin war es sehr um diese Reise zu tun. Vergebens hatte sie den nach Erfurt gehenden Zaren beschworen, sich nicht von Napoleon bestricken zu lassen, sondern sich mit Österreich zusammen zur Befreiung Europas aufzuraffen. Die Einladung nach Petersburg mag ihr gelegen gekommen sein, um auf Rußland wieder Einfluß zu gewinnen. Zugleich hoffte sie an der Newa von ihren Sorgen etwas abgelenkt zu werden. So kam es, daß sie sich gegen Stein von dem Geheimrat v. Nagler, einem raffinierten Widersacher des Ministers und gewandten Hofmanne, beeinflussen ließ. Auch andere Männer, wie Theodor v. Schön, empfanden ihre Ungnade, als sie Schwierigkeiten wegen der Reise machten. Sonstige Hofumtriebe, aber auch das Eingreifen Hardenbergs, der in dieser Zeit durch Königsberg reiste, beschleunigten den Sturz Steins, der bald,

wie man weiß, von Napoleon in der rücksichtslosesten Weise verlangt wurde. Hofeinflüsse auch waren es, die die Königin seither mit Abneigung gegen den so unendlich um Preußen verdienten Staatsmann erfüllten. Sie waren so stark, daß Stein sich später beim Tode der Königin trotz der Verehrung, die er ihr bewahrt hatte, nicht zu entschließen vermochte, dem König sein Mitgefühl auszudrücken, weil er besorgte, daß die höfische Umgebung einen solchen Schritt mißdeuten würde. Bei der Königin aber zitterte die Aufregung über den Brief Steins und die sich daran anschließenden Ereignisse und Meinungsverschiedenheiten noch nach Monaten so nach, daß sie ihrem Bruder Georg im Februar 1809 schreiben konnte: „Seit dem September habe ich Erfahrungen gemacht, die mich beinah' zum Wahnsinn gebracht haben. Der Brief von Stein!" Sie vergoß in dieser Zeit Ströme von Tränen. Es schien, daß ihre Augen darüber ihren früheren Lebensglanz verlören. „Die arme Königin weint zu viel!" klagte die Gräfin Voß.

Auch die trotz des Steinschen Rates ausgeführte Petersburger Reise, die infolge der Unbilden des Wetters, der 117 Meilen weiten Fahrt durch Schnee und Eis und einer Reihe sich jagender Festlichkeiten ungewöhnliche Anstrengungen verursachte und die Gesundheit der Königin außerordentlich angriff, hinterließ nur ein Gefühl der Unbefriedigtheit im Herzen Luisens. Zurückgekehrt, schrieb sie voll trüber

Stimmung an ihren Vater: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Sie gestand, daß „ganz Petersburg“ ihr „Pein und Strafe“ gewesen wäre. Doch verdanken wir dieser Petersburger Reise ein von ihr angelegtes Tagebuch, zu dessen Führung sie während allen Trubels im Gedanken an ihre geliebten Geschwister die Zeit fand. Nicht ganz so reizvoll, wie die Aufzeichnungen über die Memeler Zusammenkunft, gewährt es doch einen willkommenen Einblick in die damaligen Erlebnisse der Königin. Sie war bezaubert von Petersburg. Aber trotz der lebhaften Eindrücke, die sie empfing, vergaß sie nicht ihr Preußen und besprach mit Alexander, der durch die rauschendsten Festlichkeiten die Erinnerung an sein schwaches Verhalten in Tilsit zu betäuben suchte, die politische Zukunft. Dabei war sie fast stets in einem fieberhaften Zustande. Sie vermochte nicht zu einer dauernden glücklichen Stimmung zu gelangen, und mitten in die Festesfreuden mischten sich düstere Gedanken. „Ach Zukunft, warum beklemmst du mein Herz! und warum steigen Tränen der Wehmut in meine Augen?“ rief sie einmal. Wertvoll war ihr die in Petersburg mit der Gemahlin des Kaisers, der Zarin Elisabeth, und deren Mutter, Markgräfin Amalie von Baden, sowie der Mutter des Zaren selbst, Kaiserin Marie, geschlossene Freundschaft. Als nach drei-

.wöchentlichem Aufenthalt Ende Januar 1809 unter allseitigen Tränen geschieden wurde, da war sie voller Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft, „nur ein Gedanke, du gehst in dein Unglück wieder hinein, störte mich manchmal".

In Königsberg wartete ihrer neuer Kummer. Die spanische Erhebung, die sie mit großen Hoffnungen verfolgt hatte, erwies sich auch als gescheitert. Als nun Österreich sich zum Kampfe gegen den Unterdrücker Europas anschickte, hatte sie nur geringe Zuversicht auf das Gelingen der Erhebung. „Seit die spanischen Mönche nichts auf ihn vermocht, habe ich alle Hoffnung verloren, daß das Untier zu vertilgen ist," gestand sie. Das alte Grauen vor Napoleon schien wieder in ihr erwachen zu wollen. Dazu kam die Angst, daß Preußen selbst genötigt werden könnte, mit Rußland gegen Österreich die Waffen zu ergreifen. „Preußen gegen Österreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle; die Brust möchte es mir zersprengen," wehklagte sie. Mit diesen Gefühlen erlebte sie den 10. März 1809, an dem die Stadt Königsberg ihr ein großes Fest gab. „Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich," schrieb sie. „Das Herz war mir zerfleischt – ich habe getanzt! Ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin!"

Sie war willens, was in ihren Kräften

stand, zu tun, um Österreichs Unterstützung durch Preußen zu bewirken. Sah sie doch, wie sich allenthalben im Lande der Durst nach Befreiung regte. Aber sie fühlte auch mit Schmerzen, daß der Druck, der auf ihrem Lande lastete, eine Erhebung Preußens fast unmöglich machte. „Ist es denn nicht ganz fürchterlich," rief sie, „daß wir den Enthusiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner so müssen verrauchen lassen, ohne es nutzen zu können?" Als sie hörte, daß Stein, „der eitle Mann", wie sie ihn nannte, in jener Zeit nach Wien ging, fürchtete sie, daß dies bei Napoleon Verdacht gegen Preußen erregen würde. „Es bricht uns den Hals gewiß." Das anmaßliche Wort des französischen Kaisers, bald würde seine Dynastie die älteste Europas sein, scheint in ihr den Entschluß gereift zu haben, sich für den Anschluß an Österreich zu entscheiden, um zu verhindern, daß die Hohenzollern „hinweg dekretiert" würden. Ihr Ehrgefühl zog sie von jeher zu der Partei der Patrioten, die damals die Stunde der Erhebung für gekommen hielt. Als der Major v. Boyen ihr an ihrem Geburtstage ein Gedicht widmete, in dem er zum Kampf auf Leben und Tod mahnte, der doch unvermeidlich sei und aus dem Preußen wie ein Phönix erstehen könne, und an die kleine Schweiz wie an Friedrich den Großen erinnerte, den die Feinde schon ganz vernichtet geglaubt hätten, der aber „so königlich – so groß" geendet habe,

da freute sich ihr stolzes Herz, und sie bewies dem tapferen Manne fortan besonderes Vertrauen. Die neuen Minister suchten ihr den Glauben beizubringen, daß die Maßnahmen Steins die herrschende tiefe Bewegung der Geister, die nicht vor einer Revolution zurückscheuen würde, vorbereitet hätten. Luise aber sagte sich, wenn eine Erhebung Preußens unglücklich sein würde, „so werden wir den Trost haben, unsere Laufbahn mit Ehren zu beschließen, und was kann man mehr in einer Zeit wie der unsrigen beanspruchen?“ So wurde sie allmählich ganz für den Kriegsgedanken gewonnen; aber im Andenken an die üblen Erfahrungen, die sie infolge ihres Eintretens für die Erhebung der Waffen in den Jahren 1805 und 1806 gemacht hatte, übte sie zunächst möglichste Zurückhaltung. „Ich weiß, was ich will, doch es kommt nichts über meine Lippen,“ schrieb sie. Ihr schauderte vor dem Gedanken daran, daß die preußische Dynastie „über Bord geworfen werden könne ohne Mitleid der Edlen“. Schließlich, das unterliegt wohl keinem Zweifel, hat sie doch ihren Gemahl einer Erhebung günstig zu stimmen gesucht. Die Nachrichten von Regensburg, die Schill erkennen ließen, daß sein Unternehmen aussichtslos geworden war, wirkten auch auf sie niederschlagend. „Ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr,“ entrang es sich ihr verzweifelt; „Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und

dann Ade: Germania!" Trotzdem bereitete sie einige Tage nach dem Eintreffen jener Hiobspost im Einklange mit ihrem Gemahl, der im Mai vorübergehend kriegerischer gestimmt war, die Mitglieder des russischen Kaiserhauses darauf vor, daß Preußen angesichts der Gärung in Deutschland und insbesondere im eigenen Lande möglicherweise zu einer politischen Schwenkung genötigt sein würde. Zwar mißbilligte sie mit scharfen Worten die Tat des Majors v. Schill, dessen Tapferkeit sie vor zwei Jahren mit heller Freude erfüllt hatte und der noch im Vorjahre bei einem Besuche in Königsberg von ihr durch das Geschenk einer Brieftasche ausgezeichnet worden war. Sie nannte sein jetziges Vorgehen abscheulich und unverzeihlich. Doch, so führte sie aus, würde der König seinen Thron aufs Spiel setzen, wenn er es nicht mit seiner Nation hielte, die blindlings auf die Entscheidung gegen Frankreich hindränge. Die Nachricht von dem Siege bei Aspern ließ sie hoch aufatmen. Zwar meinte sie gleich düster, das Genie Napoleons wisse sich aus allen Fährnissen herauszuziehen, sie drängte aber jetzt lebhafter denn je zum Anschluß an Österreich, sehr zum Verdruß ihres Gemahls. Von widerstreitenden Gefühlen bewegt, schrieb sie an Frau v. Berg: „Ich leide unsäglich! Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde voll Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? Ich seufze und verschlucke meine Tränen."

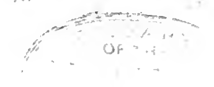
Als Mitte Juni, von Österreich gesandt, der Oberst Steigentesch in Königsberg erschien, da sprach sie zu ihm von der Notwendigkeit, dem Zerstörungsgeist, der das wenige, was noch erhalten sei, zu verschlingen drohe, endlich einen Damm entgegenzusetzen. Allerdings vermochte sie ihm nicht die gewünschte Zusicherung des sofortigen Eingreifens in den Krieg zu geben; sie konnte nur von einem „bald" sprechen. „Man muß dem Könige nur nach und nach einen Entschluß abgewinnen, auf dem er dann aber auch unabänderlich besteht. Vertrauen Sie mir, wenn Sie auch sonst kein großes Vertrauen in unsere festen und schnellen Entschlüsse haben sollten, denn es ist ja unser aller Sache, und bedenken Sie," fügte sie hinzu, während Tränen ihre Augen füllten, „daß ich Mutter von Kindern bin, denen der König suchen muß, ihr Eigentum und das Erbe ihrer Väter zu erhalten." Dann entließ sie, ihrer Bewegung nicht mehr Meister, den Gesandten schnell durch einen Wink. Sie hoffte auf eine siegreiche Schlacht Österreichs. Die aber blieb aus, und damit hatte die es mehr mit Rußland haltende Zauderpolitik König Friedrich Wilhelms, auf dem die Verantwortung für das Dasein seines Staates zu sehr lastete, zum Heile der Hohenzollern und Preußens die Oberhand behauptet. Denn hineingezogen in den Wirbelwind der österreichischen Erhebung wäre Preußen zugrunde gegangen.

Als Österreichs glorreicher Freiheitskampf

auch gescheitert war, da war Luise abermals nahe daran, unter dem Kummer zusammenzubrechen.

In dieser Zeit der Schmerzen begann sich vor den Zeitgenossen das hehre Bild dieser königlichen Dulderin zu erheben, das dereinst in den Schlachten des Befreiungskrieges gleichsam als eine Fahne vor den Kämpfenden daherzog. Es war kaum Übertreibung, wenn die größten Männer von der „angebeteten Königin“ sprachen. Sie ist fast wie eine Heilige verehrt worden.

Wir vermögen dieses Bild uns einigermaßen aus den Briefen zu vergegenwärtigen, die nach und nach ans Licht gezogen worden sind. Sie spiegeln die Harmonie ihres Wesens, nach der sie so eifrig strebte. Luise hatte das volle Bewußtsein davon, daß nicht ihre äußere Stellung ihr Bedeutung gab, sondern ihr innerer Wert. Hatte sie einst bescheiden geschrieben: „Ich bin nicht zur Königin geboren“, so schrieb sie zu Ausgang ihrer Leidenszeit (am 12. April 1809) an die Kaiserin Elisabeth von Rußland stolzer: „Die Krone hat für mich nicht jenen großen Reiz, den sie wohl für andere besitzt, wie ich zu behaupten wage. Verstehen Sie mich recht. Es ist nicht der große Vorzug, den ich glaube zu besitzen, und wenn es auch sehr stolz und anmaßend klingt, so verzeihen Sie einer sehr unglücklichen Königin, die zu deutlich voraus siehet, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird, ganz allein auf ihren inneren Wert beschränkt zu sein.“ Im



Bewußtsein ihres eigenen inneren Wertes wiederholte sie sich auch gern den Spruch: „Der Mensch lebt von Erinnerungen. Wenn man sich nur Gutes von sich zu erinnern weiß, so kann man nie ganz unglücklich sein.“ Wiederum war sie weit entfernt davon, für sich das Prädikat der Größe zu beanspruchen. Schrieb sie doch demütig von sich: „Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen.“ „Aber,“ so setzte sie doch voll stolzer Hoffnung hinzu, „möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden, und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“

Wenn die Verzweiflung die so stark und stolz empfindende Frau zu mächtig durchrüttelte und sie zu erliegen fürchtete, dann flüchtete sie zu ihrem Gotte. „Ich stehe in seiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich stärken, daß ich ohne Murren als sein Kind, als eine wahre Christin mich finde in seine Ratschlüsse.“ Am Ostertage des Jahres 1809 brachte sie beim Abendmahl, wie sie schrieb: „alle meine weltlichen Angelegenheiten Gott zum Opfer unter tausend Tränen“. Sie flehte den Herrn an, inmitten all ihres Unglücks ihr Herz nicht der Menschlichkeit zu verschließen und sie nicht verbittert zu machen, „denn nur dann werde ich unglücklich und rettungslos verloren sein“. Und die Bibel spendete ihr in der Tat immer aufs neue Trost. Wahrhaft beseligend

wirkte auf sie der 126. Psalm ein, die Verheißung, daß der Frommen Traurigkeit in Freude verwandelt werden solle. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten." Welch ein rührendes Bild, als Preußens Königin vor den frommen Borowsky hintrat und mit leiser Stimme diese gleichsam aus der Ewigkeit stammenden Worte hersagte! Borowsky glaubte eine Engelsgestalt vor sich zu sehen. Luise empfand schließlich die Leidenszeit auch für sich selbst als Segen. Als sie auf die Stelle bei Pestalozzi stieß: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Nicht ohne Tränen, gleich der Rebe, reift der Mensch", schrieb sie sich die Worte ab, „weil sie wahr sind".

Wie sehr sie innerlich in diesen Leiden reifte, bekunden ihre vielen Aussprüche, die eine wahrhaft hohe Auffassung von dem Wesen der Geschichte verraten. „Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit," schrieb sie an Scheffner. Jetzt ging ihr das Verständnis für das Schicksal ihres Staates auf. „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist," schrieb sie ihrem Vater. „Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände

ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit ihr nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns." „Von dem französischen Kaiser können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, zu begraben."

Daß es einmal besser werden würde, war ihre feste Zuversicht. Das sagte ihr ein unerschütterliches Rechtsgefühl und ihr frommer Glaube. „Aber," so lautet ihr berühmtes Wort, „es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten." Sie baute auf die sittliche Kraft ihres Volkes, ihres „vielgeliebten Germaniens". Ein echter Deutscher zeichnete sich ihr durch „Gerechtigkeitsliebe, Geradheit des Charakters, Tiefe des Gemütes und Großmut des Herzens" aus. Mit Freuden begrüßte sie es, als der König in den Kirchen zur Erinnerung an die Gefallenen Gedächtnistafeln errichten ließ. „Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt!" rief sie aus und richtete sich dabei an den Worten ihres Schiller auf: ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt

an ihre Ehre!' „Kann diese Stelle trügen?" fragte sie. Wer spürt hier nicht, wie auch sonst oft genug, in ihr die Seherkraft der reinen, germanischen Frau, die unsere Altvorderen mit frommer Scheu verehrten, jenes sanctum aliquid providumque, das die germanischen Zeitgenossen des Tacitus in ihren Frauen sahen?

Die wachsende Verehrung der Nation für sie tritt namentlich in den Stimmen der Dichter zutage. Als sie im Januar 1808 von Memel wieder nach Königsberg übersiedelte, fand Schenkendorfs schwärmerische Muse zu ihrem Preise Töne von wunderbarem Reize. Er besang das Gemach, das die „Königin der Königinnen" aufnehmen sollte, als ein Heiligtum und kündete ihr:

Es schaut in stillem, gläubigem Entzücken
Ein treues Volk nach Dir mit Hoffnungsblicken.

Die Rosenknospen, die auf ihren Pfad gestreut wurden, ließ er sagen:

Wollst, Göttin, uns pflegen
Mit sonnigem Blick
Und spenden uns Segen
Als unser Geschick!

Ob wir auch vergehen
So schnell als der Mai,
Wir duften, wir wehen
Von Lieb und von Treu.

Der Blumensprache bediente sich auch Iffland in dem noch von den Franzosen besetzten Berlin

am Geburtstage der Königin, am 10. März 1808. Er erschien an diesem Tage mit einer frischen Rose an der Brust, und die übrigen Mitglieder seiner Bühne hatten es ihm auf seine Anregung nachgetan. Das Haus erzitterte von dem Jubelsturm, der sich erhob, und lohnte damit den treuen Mann so überreich, daß er gern die beiden Tage Hausarrest erduldete, die das über seine Demonstration erzürnte französische Gouvernement über ihn verhängte. Luise aber vergaß ihm diese Huldigung nicht.

Bei der Rückkehr aus Petersburg wurde sie wieder von Schenkendorf begeistert gefeiert:

O süße Königin,
Der Herzen Meisterin!
Es ist Dein Bild,
Herrin, das in der Nacht,
Ein holder Stern, uns wacht,
Das uns mit Zaubermacht
Die Seele füllt.

Ihren Ruhm verkündete derselbe Dichter in den Versen:

Männernacken war gebogen,
Stolzgewappnet Frauenbrust.

Lauter noch klang ihr die allgemeine Verehrung entgegen, als sie endlich nach Berlin zurückkehrte und das Volk ihr in die trauernden Augen sah. Da begrüßten sie Heinrich v. Kleist und Zacharias Werner in tiefempfundenen Versen. Werner flehte zum Allmächtigen, gleichsam anknüpfend an den Psalm, der sie tröstete:

Laß ihr aus Tränensaat
Frieden erblühn.

Fouqué gelobte es sich: „Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege.“ Gewaltig aber schwoll der Chor der Dichter an, als der 10. März 1810 kam, der ihr letzter Geburtstag werden sollte. Am meisten aus dem Herzen sprach dem Volke Heinrich v. Kleist mit seinem aus der Tiefe seines großen Gemütes hervorbrechenden Gedichte:

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug,
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt
In diesem Augenblick.
— — — — — — — — —
Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!

Ein ungenannter Sänger, man will auch auf Kleist raten, stimmte ein Rosensonett auf sie an:

Vom Himmel steigt die heil'ge Schönheit nieder
Hier überirdisch wundervoll zu blühen,
Wie Dir sich Herzen, Dir sich Kniee neigen,
So laß auch mich Dir Blumenopfer bringen,
Dir Götterblume, hohe Königin!

Aber nicht nur die preußischen Dichter hatte ihre strahlende Persönlichkeit angerührt. Auch Altmeister Goethe griff in die Saiten und sang eins seiner schönsten Lieder: „Hier sind wir versammelt“ aus Anlaß des Tages. Denn der

Königin zu Ehren entstand, wie jüngst von Reinhold Steig nachgewiesen ist, dies Lied. Goethe hatte früher der Meinung gelebt, daß die Königin ihm nicht gnädig gesinnt wäre. Als er aber erfuhr, daß sie in seinem Wilhelm Meister Trost gefunden habe, fühlte er sich tief bewegt. Der „heutige Tag von besonderem Schlag“, der ihn in eine gehobene Stimmung versetzte, war der Geburtstag der Königin Luise. Luise war das „göttliche Bildchen“, das dem Dichter vorleuchtete. Er widmete das Lied seinem Freunde Zelter und der Berliner Liedertafel. –

Die Königin hatte sich so gesehnt, nach Berlin zurückkehren zu können. Noch während die Waffen sprachen, empfand sie das Bedürfnis, ihren Berlinern für Beweise treuer Anhänglichkeit mündlich zu danken. „Gott, wann wird die Zeit wiederkommen, daß ich diesen guten Menschen danken kann“ – klagte sie. Bald nach dem Friedensschluß empfing sie mit inniger Rührung Abgesandte ihrer „guten Stadt“, behielt sie sehr lange und sprach mit ihnen „überaus schön und rührend“, wie die Gräfin Voß uns meldet. Als sie im Herbst desselben Jahres ihre Niederkunft näher rücken sah, bat sie Napoleon, ihr die Rückkehr nach der Hauptstadt zu erlauben, um dort die Geburt des Kindes abwarten zu können. Doch noch wurde nichts daraus. Das rauhe Klima in Ostpreußen trug dazu bei, daß sie sich von dort wegsehnte. Die Klagen über die Kälte von Memel und Königsberg wiederholten sich

immer wieder. „In Süddeutschland aufgewachsen, hatte ich schon Mühe mich an Berlin zu gewöhnen, aber was ist das Berliner Klima im Vergleich zu dem Preußens," sagte sie. Der Mangel an allem Komfort machte sich in Ostpreußen schließlich nur zu drückend fühlbar, so wenig Gewicht sie im allgemeinen auf dergleichen legte. Auch in die durch die beispiellose Not der Zeit gebotene größere Einfachheit der Mahlzeiten scheint sie sich nur schwer geschickt zu haben. Sie begriff sehr wohl, daß der Aufenthalt in Berlin für sie Gefahren in sich schloß, zumal seitdem der Flügeladjutant Graf Götzen, auf den sie wie auf alle tapferen und kühnen Männer große Stücke hielt, einmal aus guter Kenntnis der Dinge davor gewarnt hatte. Mit Schmerzen dachte sie daran, daß sie sich bei einer Rückkehr in die geliebte Stadt vielleicht von ihren Söhnen trennen müßte, um wenigstens diese vor plötzlicher Aufhebung zu sichern, „auf daß sie uns rächen können, wenn es eine Rache gibt?!!!" Trotzdem brach ihre Sehnsucht immer wieder durch. Im Februar 1809 fragte sie in einem Briefe nach Rußland: „Das liebe Berlin, wann werde ich es wiedersehen?" Im August klagte sie aufs neue wehmütig ihrer Schwester Friederike im Gedanken an Mignons Worte: „Ginge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt ziehn". Als endlich die Rückkehr festgesetzt wurde, da jubelte sie geradezu auf: „Seit langem habe ich die Feder nicht mit solchem

Vergnügen ergriffen, um Dir zu schreiben, als heute, und zwar weil ich Dir unsere demnächstige Rückkehr nach Berlin melden kann." „Aber," so fuhr sie fort, „kannst Du Dir denken, mein heißgeliebter George, daß mich inmitten dieser unaussprechlichen Freude, bald wieder in dem lieben Berlin zu sein, mich vereint zu wissen mit einem großen Teil meiner Familie, ein Herzkrampf packt, eine Herzbeklemmung, die mich Unglücksschläge vor oder nach diesem glücklichen und heiß ersehnten Augenblicke befürchten läßt?" Auch in anderen Briefen äußerten sich bange Vorgefühle. „Schwarze Ahnungen ängstigen mich," sagte sie einmal. Sie zählte die Tage bis zur Ankunft in Berlin und meinte: „Es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht daran denkt. Jetzt brülle ich, indem ich das schreibe. Gott! Allmächtiger, stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glücks und des Unglücks nicht erliege!" Als sie dann endlich in Berlin angelangt war, seufzte sie tief auf: „Gott sei Dank, daß ich hier bin, es erträgt sich alles besser hier." Die Gesichter der Menschen erschienen ihr in der Hauptstadt viel freundlicher und heiterer als in Ostpreußen.

Den königlichen Zug, der im Dezember 1809 bei dem unfreundlichsten Wetter und auf grundlosen Wegen die achtzig Meilen lange Strecke von Königsberg nach Berlin zurücklegte, betrachtete mancher Patriot mit trüben Gefühlen, so der wackere Boyen. Der erzählt: „Fast alle Pferde

des ganzen Landes mußten in Bewegung gesetzt werden, um diesen unbeschreiblich zahlreichen Hof- und Regierungstroß auf verschiedenen Wegen fortzuschaffen. Die Reise erinnerte unwillkürlich an einen Leichenzug."

Am 23. Dezember langte man in Berlin an. Es waren gerade sechzehn Jahre verflossen, seitdem Luise hier als Braut ihren Einzug gehalten hatte. Bald wurde sie inne, daß ihrer neue und größere Sorgen denn je harrten. Noch pries sie es als ein Glück, daß sie keine Tochter in heiratsfähigem Alter besaß, als Napoleon sich eine Frau aus einem der alten europäischen Fürstenhäuser suchte und schließlich um die Hand der österreichischen Erzherzogin Marie Luise warb. „Gott sei ewig gelobt," schrieb sie an ihren Vater, „daß meine Tochter tot zur Welt kam, die wäre jetzt im sechzehnten Jahr. Denken Sie sich's nur recht lebhaft, wenn wir in diese Versuchung gekommen wären! Auf einer Seite alle Empfindungen, die dem mütterlichen Herzen so natürlich sind, diese hätten unaufhörlich geschrieen – nein! tue diese Untat nicht, mache dein Kind nicht zeitlich, vielleicht auf ewig unglücklich. Und wieder auf der andern Seite sechs Millionen Untertanen, die mit einem Ja aus Jammer, Elend, Tränen statt Brot in eine glückliche Lage gekommen wären durch ein einziges Geschöpf, was leidend sich opferte. Danken Sie Gott mit mir, daß er diesen Kelch vor dem guten König und mir hat vorüber-

gehen lassen." Schwerer denn je fühlte sie Napoleons Hand auf Preußen lasten. Die preußischen Minister sahen sich außerstande, die vertragsmäßig an Frankreich zu zahlende Kontribution aufzutreiben, und Napoleon stellte infolgedessen mit schonungsloser Kälte das Ansinnen der Abtretung eines Teiles von Schlesien. Das Ministerium, es war vornehmlich der Minister Altenstein, war in der Tat bereit, sich hierauf einzulassen. Da hat die Königin Luise eingegriffen und dieses Ärgste von Preußen abgewandt.

Schon im Februar gewann sie es auf den Rat des französischen Gesandten in Berlin, des Grafen St. Marsan, abermals über sich, an Napoleon zu schreiben und ihn zu bitten, bei der unglücklichen Lage Preußens entweder die Zahlungsfrist zu verlängern oder sich mit den Zinsen zu begnügen. Ihre in Paris weilende Schwester Therese überreichte den Brief an Napoleon. Der Schritt verfehlte ganz die erhoffte Wirkung. Vielmehr polterte Napoleon gereizt heraus: „Wenn der König nicht zahlen kann, so bleibt ihm nichts übrig als mir Schlesien abzutreten." Am Vorabend des Geburtstages der Königin traf eine scharfe Note in Berlin ein, die tiefe Bestürzung hervorrief. Luise sprach darauf am 10. März noch einmal mit dem Minister v. Altenstein und fragte ihn, ob er nicht andere Mittel wüßte, Napoleons Forderungen zu befriedigen. Altenstein besaß den Kleinmut und sagte nein. Schlesiens Abtretung schien besiegelt zu sein. Es

gewann das Ansehen, als wenn auch der Torso, der von dem fridericianischen Preußen noch übrig geblieben war, stückweis von Napoleon zerhackt werden sollte, bis nichts mehr übrig blieb. Da wandte sich Luise an den Fürsten Wittgenstein, der sich als gewandter Geldmann erwiesen hatte, und dieser erinnerte daran, daß Hardenberg niemals die Ansicht von der Unmöglichkeit Napoleons Forderungen zu befriedigen geteilt hätte. Damit war ein Ausweg gewiesen. Nun setzte Luise, die noch einmal den Gedanken erwogen hatte, in einer persönlichen Begegnung auf den harten, unerbittlichen Franzosenkaiser einzuwirken, alles in Bewegung, um wieder ein Ministerium Hardenberg zustande zu bringen und dadurch Gebietsabtretungen zu verhindern. Sie gab eine Reise nach Neustrelitz, die sie schon in Königsberg für diese Zeit angesetzt hatte, auf, um ihrem Lande rettend beizustehen. „Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen," schrieb sie ihrem Vater, „er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann. Nur in der strengsten Erfüllung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig sein. Es steht schlecht, das ist wahr. Opfer und Aufopferung ist mein Leben."

Sie setzte sich mit dem in Hannover weilenden Hardenberg in Verbindung und suchte durch zahlreiche Schreiben diesem und den Ministern Mut einzuflößen. Sie bat Harden-

berg, die Absicht, seine Besitzungen in der Mark zu besuchen, baldigst auszuführen. „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich würde das als ein neues Zeichen Ihrer Freundschaft für mich betrachten. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich davon sprechen. Großer Gott! in welchem Zustande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, welche es ehrlich meinen! Das will sagen, ich bete für Sie." Hardenberg stellte ihr vor, wie sehr Napoleon gegen ihn eingenommen sei: „Ich muß es vermeiden, den Vorwand zu neuem Unglück zu geben." Aber die Königin ruhte nicht. Sie empfing Hardenberg in Berlin bei Frau v. Berg und hatte dann noch mehrere Zusammenkünfte mit ihm. Sie arbeitete selbst eine Denkschrift über die Lage aus und brachte endlich, am 2. Mai, eine Zusammenkunft Hardenbergs mit dem Könige in ihrer Gegenwart in der Verborgenheit der Pfaueninsel zustande. Hardenberg hatte in der Tat noch immer optimistischere Ansichten als die damaligen Minister und glaubte in der Lage zu sein, Napoleons Forderungen zu erfüllen. So erklärte er jetzt aus sich heraus: das Beste würde es sein, das ganze Ministerium zu entlassen, da dessen Mitglieder sich alle durch den Vorschlag, Schlesien ganz oder zum Teil abzutreten, ihrer Stellungen unwürdig gemacht hätten. Damit war die Wiederberufung Hardenbergs beim Könige beschlossene Sache. Noch aber gebot es die Vorsicht, Napoleons Zustimmung

einzuholen, und wirklich erhob dieser jetzt keinen Einspruch. Am 29. Mai traf die Nachricht von seiner Einwilligung ein.

Luisens Freude war „unaussprechlich", wie sie schrieb. Sie war in dieser ganzen Aktion Seele und Leiterin. König Friedrich Wilhelm ließ fast apathisch den Dingen ihren Lauf. Altensteins Schwager, der Geheimrat Nagler, hatte Luisens Tätigkeit zu durchkreuzen gesucht, aber kein Glück damit gehabt. Luise war empört, als sie es erfuhr. „Nicht genug, daß wir mächtige äußere Feinde haben," schrieb sie, „die uns vernichten können und wollen, die uns ängstigen, quälen, nicht genug damit, wir haben auch innere Feinde, die wir bekämpfen müssen. Ist es Egoismus – ist es Verrat – ist es Jesuiterei – ist es Dummheit? Beyme verleumdet die Guten und Klugen, und Nagler benimmt sich heimlich gegen mich wie Julius Lange." Nagler suchte jene Denkschrift der Königin über die Lage, die in seine Hände gefallen war, zu benutzen, um ihr wegen dieser Einmischung in die Politik beim Könige Unannehmlichkeiten zu bereiten. Als Luise davon hörte, schrieb sie ihrem Bruder Georg: „Ich habe ihn schon auf einer schlechten Linie ertappt, aber diese ist die schlechteste." Trotz aller solcher Machenschaften trat Hardenberg am 4. Juni als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte. Damit war die Gefahr der Abtretung Schlesiens von Preußen abgewandt, wesentlich durch das Verdienst der Königin: Luise hatte ihre größte Tat vollbracht. Zugleich aber

hatte sie dem Staatsmanne den Weg geebnet, der durch seine geschickte Diplomatie die Erhebung Preußens vorbereitete und die begonnenen Reformen Steins mit glücklicher Hand weiterführte. Hardenbergs Berufung und Schlesiens Erhaltung war Luisens Vermächtnis an ihr Volk.

Gleich darauf (am 23. Juni) berief sie noch Ancillon endgültig zum Erzieher ihres ältesten Sohnes, in der Zuversicht, in ihm die beste Wahl für diesen Zweck getroffen zu haben. Der Kronprinz zeigte sich sehr aufgeregt über die Ernennung. Zärtlich suchte sie ihn zu beruhigen. Es war ihr, als wenn ihr ein Stein vom Herzen gefallen war, nachdem hierin endlich die Entscheidung getroffen war. Hatte doch auch der seit dem März 1809, noch infolge eines Vorschlags von Stein, zum Obergouverneur des Prinzen berufene General Diericke im Februar und April 1810 dringend die Entlassung Delbrücks beantragt. Sie sah, wie Ancillon versichert, ihren Sohn als das Eigentum und das Kind des Staates an und wünschte nichts sehnlicher, als daß er andere ebenso durch seine Verdienste überträfe, wie durch seinen Rang; niemand schien ihr geeigneter zu sein, die reichen Gaben des Prinzen zweckentsprechend zu entwickeln als gerade Ancillon.

So bestellte sie gleichsam ihr Haus im engeren und weiteren Sinne. Dann schickte sie sich an zur lange beabsichtigten Reise ins Vaterhaus. —

Die Briefe, in denen sie den Lieben in Neu=

strelitz ihr Kommen ankündigte, strömen die reinste Glückseligkeit aus. „Eben diesen Augenblick," schrieb sie am 19. Juni dem Vater, „hat mir der gute, vielgeliebte König die Erlaubnis gegeben, zu Ihnen zu kommen. Ich bin ganz toll, muß mich aber sammeln, da mir der König eine Menge Aufträge an Sie gegeben hat ... Halleluja! Mit Gottes Hilfe wird alles so geschehen." An die Geschwister schrieb sie tags darauf: „Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde, daß ich ordentlich Krampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt ... Hussasa, tralala, bald bin ich bei Euch. Der treue Barg (Frau v. Berg) kommt auch, hoffe ich. Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopfe sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen. Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi wieder an." Hieronymi war der mecklenburgische Leibarzt. Hufeland, Luisens Leibarzt, unternahm damals gerade eine Reise nach Holland.

Als wenn sie ihr nahes Ende ahnte, gab die Königin ihrem letzten Schreiben an die Prin-

zessin Luise Radziwill am 17. Juni in fröhlicher Laune als Unterschrift gleichsam den Entwurf zu einer Inschrift für ihr Grab bei: „Luise Wilhelmine Auguste Amalie, Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10 mars 1776, † das weiß ich noch nicht.“ Am Tage nach der Ernennung Ancillons fuhr sie mit ihrem Gemahl in dem allen Berlinern wohlbekannten gelben offenen Wagen durch die Linden. Dem König war seltsam eigen zumute, wie Luise den zahlreichen grüßenden Spaziergängern mit ganz besonderer Freundlichkeit dankte. Es war gleichsam ihr Abschied von ihren lieben Berlinern. Am Abend versammelte sie einen großen Kreis im Charlottenburger Schlosse um sich, mit dem sie auf der Terrasse auf und ab ging. „Nie war sie schöner,“ berichtet der König. Auch der Gräfin Truchseß erschien ihr Gesicht damals durch die Freude „unendlich verschönt“. Tags darauf, am 25. Juni, fuhr Luise in der Frühe nach Strelitz ab. Neben ihr im Wagen saß „die Voten“, die getreue alte Oberhofmeisterin. Diese berichtet: „Den Morgen über war die Königin sehr heiter, aber als wir uns der Grenze näherten, überkam sie plötzlich eine rätselhafte Traurigkeit. Einige Augenblicke war sie ganz von ihr übermannt und fast beängstigt, aber sie faßte sich rasch wieder und es ging vorüber.“ In Fürstenberg empfing sie der Vater mit ihren Geschwistern Georg, Karl und Friederike, vor dem Schlosse in Strelitz harrte ihrer die greise

Großmutter, Landgräfin George. Ganz überwältigt vom Gefühl der Freude brach Luise hier in einen Strom von Tränen aus. Eilig zeigte sie ihrem Gemahl die Ankunft an und fügte hinzu: „Ich bin zitterig und beberig de toute la journée fatiguante et touchante que j'ai passée." Drei Tage darauf kam Friedrich Wilhelm, wie verabredet war, nach. Luise war darüber voll inniger Freude; empfing sie ihn doch zum ersten Male als Tochter des Hauses. Zum Bruder Georg sagte sie: „Nun erst bin ich ganz glücklich." An dem Schreibtisch ihres Vaters schrieb sie auf ein Stück Papier: „Mein lieber Vater. Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Gattin des besten der Männer. Neustrelitz, den 28. Juni 1810. Luise." Es waren ihre letzten Zeilen. Dem Gemahl fiel der halb frohe, halb wehmütige Ton auf, in dem sie ihm, als sie beide allein waren, noch einmal ihre Freude über sein Kommen mit besonderer Innigkeit ausdrückte. Schon klagte sie über Unwohlsein. Es ist sehr möglich, daß sie sich am Abend des 24., als sie mit ihrem Gemahl allein auf der Terrasse des Charlottenburger Schlosses gesessen, erkältet hatte. Jetzt fuhr sie mit dem Könige auf dessen Wunsch nach dem Lustschlosse Hohenzieritz hinaus, das ihm lieb geworden war, weil es ihn an Paretz erinnerte. Hier nahm das Unwohlsein zu.

Als der König dann am 30. Juni aufbrechen mußte, stellte es sich heraus, daß Luise ihn nicht

begleiten konnte. Sie war an einer Lungenentzündung erkrankt, wie der auf das Drängen aus Hohenzieritz vom König geschickte treffliche Dr. Heim, der wie Hufeland das besondere Vertrauen Luisens besaß, feststellte. Da der Zustand noch nicht gefährlich schien, überließ Heim dem herzoglichen Leibarzt Hieronymi die Pflege. Doch nach einiger Zeit verschlimmerte sich das Befinden, und in der Nacht zum 17. Juli ließ Hieronymi wieder Heim rufen, der sofort mit dem Generalchirurgus Görcke aufbrach. Es hatten sich jene ominösen Brustkrämpfe gezeigt, von denen Luise zuerst 1802 in Memel, dann abermals 1805 bei dem Besuch des Zaren in Berlin und noch wieder im Vorjahre in Königsberg befallen worden war. Tags darauf wurde auch der König gebeten, eiligst zu kommen.

Friedrich Wilhelm war selbst einige Tage fieberkrank gewesen. Als ihn jetzt diese Botschaft erreichte, war er wie gelähmt in seinem Tun. Er sagt es selbst: „Den Zustand, in dem ich mich befand, zu beschreiben, ist unmöglich; ich war wie wahnsinnig und wollte mir doch äußerlich nichts merken lassen.“ Es bedurfte des energischen Einredens des Flügeladjutanten Ludwig von Wrangel, um ihn zu schleunigem Entschlusse zu bewegen. Nachdem er mit Hardenberg die dringendsten Geschäfte erledigt hatte, reiste Friedrich Wilhelm in der Abendstunde mit seinen beiden ältesten Söhnen ab. So schnell die besten Pferde die siebzehn Meilen nach Hohenzieritz

jagen konnten, ging es auf der Straße dahin. „Wir trieben unsere Fuhrleute soviel an als möglich," berichtet der unglückliche Gemahl. „Endlich erblickte ich den hohen Giebel des Hohenzieritzer Wohnhauses. Es lag im Halbdunkel mit trüben Regenwolken umgeben." Kurz vor fünf Uhr am Morgen dieses 19. Juli, des unglücklichsten Tages seines Lebens, traf er im Dorfe Hohenzieritz ein. Er ließ vor der Kirche halten und ging zu Fuß nach dem Schlosse. Dort lag Luise im stärksten Fieber und rang nach Luft. Heim kam ihm entgegen und teilte ihm mit, die Königin wünsche ihn sogleich zu sehen. Er fand ihr Aussehen sehr verändert. Glückstrahlend rief sie ihm zu: „Es ist doch besser, beieinander zu sein, es ist doch mehr Trost." Sie griff nach seiner Hand, drückte und küßte sie öfter mit zärtlicher Innigkeit und ließ sie nur noch wenig los. Es war, als wenn sie eine Beruhigung darin fände. Vorher hatte sie die Hand ihrer Schwester Friederike und der Frau v. Berg gehalten. Bald wurden die Söhne hereingerufen, die weinend an das Bett stürzten. Unempfänglich für alle Trostesworte äußerte der König, der sich überall vom Schicksal verfolgt fühlte, trübe: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." Die Worte des Arztes bestätigten ihm, daß nichts mehr zu hoffen war. Er sollte sie auf das Ende vorbereiten, und er bedurfte selbst so sehr der Fassung. „Heim, bin ich nicht ein

sehr unglücklicher Mann?" kam es von den Lippen des Wortkargen. An Luisens Bett sank er auf die Knie und schluchzte: „Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe." Da fiel sie ein „und Hardenberg", ein Wort, das ihm das heiligste Vermächtnis seiner Frau geworden ist. Endlich brachte er es heraus, sie zu fragen, ob sie noch etwas auf dem Herzen oder sonst einen Wunsch habe. Sie erwiderte: „Dein Glück und die Erziehung der Kinder." Einige bange Minuten verstrichen. Von Krampfanfällen gequält rief Luise mehrmals „Luft, Luft!" Dann tröstete sie noch ihren Gemahl: „Fürchte Dich nicht, ich sterbe nicht." Schließlich stöhnte sie auf: „Herr Jesu, mache es kurz," um wenige Augenblicke darauf in der neunten Morgenstunde den letzten Atemzug zu tun. Der gebeugte König drückte ihr die Augen zu; nur Frau v. Berg und die Ärzte waren dabei zugegen. Ihre Züge waren wenig verändert. Ruhig, als wenn sie schliefe, lag sie da. Die kranke Lunge und ein Polyp im Herzen hatten ihren Tod herbeigeführt. Die schöne Sage läßt sie am gebrochenen Herzen sterben, und es ist sicher wahr, daß der Kummer sondergleichen, der fünf furchtbare Jahre hindurch an ihrem Herzen nagte, wesentlich dazu beigetragen hat, ihre Kräfte aufzureiben und zu zerstören.

Am 27. Juli kam die Leiche unter dem Geleit des jüngsten Bruders der Königin, des Prinzen Karl, nach Berlin.

Wie traurig leise
Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht!

sang Achim v. Arnim von dieser Reise. Bis zum 30. Juli war der Sarg im Schlosse ausgestellt. Dann wurde er in den Dom überführt und blieb dort, bis das Grabgewölbe fertig war, das der Gemahl seiner entschlafenen Gattin bauen ließ. Es erhebt sich am Ende einer dunklen Tannenallee des Charlottenburger Schloßparks, die Luise ihres eigentümlich schwermütigen Charakters wegen liebte. Am 23. Dezember 1810 wurde der Sarg dort beigesetzt, am Jahrestage des ersten und letzten Einzuges der nun Verklärten in Berlin. Fünf Jahre später hat Christian Rauch für das Mausoleum sein herrliches Grabdenkmal vollendet, das schönste Bild, das von der Königin geschaffen worden ist. –

Um die Verblichene erhob die preußische, ja die deutsche Nation eine ergreifende Totenklage. In tiefem Weh sang der Schwan von Memel, Max v. Schenkendorf:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

General Blücher in Stargard brach bei der Kunde wie betäubt in die Worte aus: „Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär's recht." Und gleich darauf schrieb er in seiner urwüchsigen Sprache an einen Freund: „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der Stolz der Weiber ist

also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sind. Schreiben Sie mich ja, alter Freund; ich bedarf Uffmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel aufeinanderfolgendes Unglück treffen kann als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an alle vier Enden." Friedrich Gentz schrieb aus Teplitz: „Der Tod der Königin Luise ist der härteste Schlag, der diesen Staat jetzt noch treffen konnte. Mit ihr verschwindet nicht allein das einzige wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine noch beseelte, sondern auch die einzige große Dekoration, die ihr ein gewisses äußeres Ansehen noch erhielt. Für alles, was Meinung heißt, selbst für den gemeinen Geldkredit der preußischen Monarchie konnte nichts Empfindlicheres geschehen." Der in Thüringen weilende Wilhelm v. Humboldt urteilte: „Der Tod der Königin ist eine wahrhafte öffentliche Kalamität für Preußen und in gewissem Sinne für ganz Deutschland." Gneisenau, so kritisch er oft gegen die Königin gestimmt war, konnte es nicht über sich gewinnen, den Trauerzug mit anzusehen, weil der Schmerz ihm zu nahe ging. In Heidelberg klagte Charlotte v. Schiller laut über die sichtliche Anmut, die in der Königin auf der Erde lebte und wirkte und die mit ihr für die Menschheit verloren sei. Aus Halle, der jetzt zum Königreich Westfalen gehörigen alten preußischen Universitätsstadt, be-

richtete der dort als Professor wirkende Norweger Henrich Steffens: „Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Überwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern. Ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet." In der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin hielt Schleiermacher der Entschlafenen die Trauerpredigt, die die Kunde im ganzen Lande machte und das Verlangen nach Abschüttelung des fremden Joches mächtig nährte. Fouqué trauerte in der Vossischen Zeitung:

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her;
Wir wissen, was es deutet:
Sie ist nicht mehr.

Und als der 10. März zum erstenmal wiederkehrte, da brach sein Schmerz aufs neue durch:

O Tag, wie kommst du hell gegangen
In Himmelsbläue klar und lind,
Von zarter Ahnung Grün umfangen,
Und spähst nach deinem schönsten Kind!

Staegemann, der Dichter so vieler kunstvoller Oden auf die Preußen oder, wie er sie nannte, „Brennen", hub an:

Muß auch Dich der Klagelaut der Saiten
An ein frühes Grab geleiten?
War der Tränen Schale nicht gefüllt?

Aber in seine Klagen mischte sich bereits ein neuer Gedanke:

Leucht uns vor, ein Stern in Brennenfahnen,
Heilig Bild, auf Siegesbahnen!

Hieran knüpfte 1813 Fouqué gleichsam an:

Zwei Sterne, die strahlen am Himmel
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durchs Kriegsgetümmel
Den Seelen sie göttliches Licht.

Diese Sterne leuchteten in den Jahren der Erhebung auch Schenkendorf:

Herr und König schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heiligen sie loben.

Die mächtigsten, zu befreiender Tat spornenden Worte aber fand der junge Theodor Körner, als er vor Rauchs Büste der Königin stand:

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder.
So schlummre fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Und immer wieder rief er, auf den der hohe Schwung des Lieblingsdichters der Königin übergangen zu sein schien, sie als Schutzgeist an in seinen zündendsten Liedern.

Auch der König erneuerte Luisens Gedächtnis, indem er bei Ausbruch des Befreiungskrieges an ihrem Geburtstage den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete, der das schönste Symbol christlich-patriotischer Tapferkeit geworden ist, um das die Deutschen beneidet werden, und indem er dieser Stiftung am 3. August 1814 die des Luisenordens folgen ließ. Mit ihm trugen seine Heerführer das Bild der Königin im Herzen. Gneisenau rief im Wonnegefühl des Leipziger Sieges: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!" Und als der greise Blücher am 30. März 1814 vom Montmartre auf das bezwungene Paris herabschaute, äußerte er befriedigt: „Luise ist gerächt!" So wies Luisens leuchtende Gestalt den Kämpfern den Weg zum Siege, obwohl sie, wie Schenkendorf sang, im Sturmestoben längst ihr schönes Haupt gesenkt hatte. Noch in den Liedern der Burschenschaft zitterte die Trauer um ihren frühen Tod nach. Sang doch selbst der radikale Karl Follen:

Kennst Du die einsam glühende Rose?
Ach, vor der Freiheit Frühlingsgekose
Brach Dich der Volksschmach brausender Wind,
Treue Luise, Thusneldas Kind!

Es ist eine ergreifende Tatsache: Nach der Königin Tod entfaltete sich die zauberhafte Macht ihrer Persönlichkeit unwiderstehlicher denn je. Es gibt kaum ein schöneres Menschenlos. Bis in unsere Zeit hinein wirft das Bild Luisens noch seinen strahlenden Schein. Wer denkt nicht

an jenen weihevollen Augenblick, da ihr größter Sohn, auf den die Gesundheit und Kraft ihres Wesens, ihr Stolz, ihr reizbares Ehrgefühl und ihre Milde als glückverheißendes Erbe übergegangen war, Wilhelm, der erste deutsche Kaiser, von frechem Übermute zum letzten und blutigsten Kriege herausgefordert, seine Schritte zu ihrem Grabe lenkte und dort in stillem Gebete ihren Segen für ihr geliebtes Germanien erflehte, der ihm über jedes Hoffen hinaus zuteil werden sollte! Das hehre Bild Luisens wird den Preußen, wenn sie sich nicht selbst vergessen, noch leuchten jahrhundertelang.

